

Plekos

Periodicum on**L**ine zur **E**rforschung der
KOmmunikationsstrukturen in der **S**pätantike

HERAUSGEGEBEN VON

KAI BRODERSEN · JOACHIM GRUBER

MARTIN HOSE · PETER VON MÖLLENDORFF

FERDINAND R. PROSTMEIER · STEFAN REBENICH

MARCUS REUTER

Jahrgang 12, 2010

Inhalt Plekos 12, 2010

Forschungsbericht: Konstantin und seine Zeit

(Joachim Gruber) [155,6 KB]

- Eusebius von Caesarea: De vita Constantini –
Über das Leben Konstantins.
Eingeleitet von Bruno Bleckmann,
übersetzt und kommentiert von Horst Schneider.
Turnhout: Brepols 2007 (Fontes Christiani 83)..... 115–118
- Oliver Schmitt: Constantin der Große (275–337).
Leben und Herrschaft. Stuttgart: W. Kohlhammer 2007
(Urban Taschenbücher 594) 118–120
- Heinrich Schlange-Schöningen (Hrsg.):
Konstantin und das Christentum.
Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 2007 121–124
- Hartmut Leppin / Hauke Ziemssen:
Maxentius. Der letzte Kaiser in Rom.
Mainz: Philipp von Zabern 2007 125–126
- Sebastian Ristow: Frühes Christentum im Rheinland.
Die Zeugnisse der archäologischen und historischen Quellen
an Rhein, Maas und Mosel. Münster: Aschendorff 2007 127–128

Rezensionen

Miroslava Mirković:

- Moesia Superior. Eine Provinz an der mittleren Donau.
Mainz: Philipp von Zabern 2007.
(Ulla Steinklauber) [66,3 KB] 1–3

Maijastina Kahlos:

- Forbearance and Compulsion.
The Rhetoric of Religious Tolerance and Intolerance in Late Antiquity.
London: Duckworth 2009.
(Ulrich Lambrecht) [78,7 KB] 5–10

Eckhard Meyer-Zwiffelhofer:

- Imperium Romanum. Geschichte der römischen Provinzen.
München: Beck 2009.
(Ulrich Lambrecht) [51 KB] 11–12

Helmut Castritius u. a. (Hrsgg.):

- Die Frühzeit der Thüringer. Archäologie, Sprache, Geschichte.
Berlin/New York: Walter de Gruyter 2009.
(Sebastian Ristow) [80,4 KB] 13–18

Mischa Meier:

Anastasios I. Die Entstehung des Byzantinischen Reiches.

Stuttgart: Klett-Cotta 2009.

(Ulrich Lambrecht) [80,2 KB] 19–25

Das Königreich der Vandalen.

Erben des Imperiums in Nordafrika.

Hrsg. v. Badischen Landesmuseum Karlsruhe.

Mainz: Philipp von Zabern 2009.

(Ulrich Lambrecht) [138 KB] 27–31

Michael Zahrnt:

Die Römer im Land Alexanders des Großen.

Geschichte der Provinzen Macedonia und Epirus.

Mainz: Philipp von Zabern 2010.

(Christian Körner) [97 KB] 33–37

Claudia Schopphoff:

Der Gürtel. Funktion und Symbolik eines Kleidungsstücks

in Antike und Mittelalter.

Köln u. a.: Böhlau Verlag 2009.

(Marion Brüggler) [59,7 KB] 39–42

Mischa Meier, Steffen Patzold:

August 410. Ein Kampf um Rom.

Stuttgart: Klett-Cotta 2010.

(Ulrich Lambrecht) [64,8 KB] 43–46

R. J. Penella (Hrsg.):

Rhetorical Exercises from Late Antiquity.

A Translation of Choricus of Gaza's Preliminary Talks and Declamations.

Cambridge/New York: Cambridge University Press 2009.

(José Antonio Fernández Delgado) [144,4 KB] 47–53

Ursula Reutter:

Damasus, Bischof von Rom (366–384).

Tübingen: Mohr Siebeck 2009.

(Peter Kritzing) [82,2 KB] 55–58

Aurelius Augustinus: Confessiones – Bekenntnisse

Übersetzt, herausgegeben und kommentiert von

Kurt Flasch und Burkhard Mojsisch.

Stuttgart: Reclam 2009.

(Karin Schlapbach) [75 KB] 59–62

Peter Seele:

Philosophie der Epochenschwelle. Augustin zwischen Antike und Mittelalter.

Berlin: Walter de Gruyter 2008.

(Karin Schlapbach) [75 KB] 63–65

<u>Laura Miguélez Caveró:</u> Poems in Context. Greek Poetry in the Egyptian Thebaid 200–600 AD. Berlin/New York: Walter de Gruyter 2008. (Silvio Bär) [180,9 KB]	67–77
<u>Claudia Schindler:</u> Per carmina laudes. Untersuchungen zur spätantiken Verspanegyrik von Claudian bis Coripp. Berlin/New York: Walter de Gruyter 2009. (Chiara O. Tommasi Moreschini) [83 KB]	79–82
<u>Marion Brüggler:</u> Villa rustica, Glashütte und Gräberfeld. Mainz: Philipp von Zabern 2009. (Alexander Heising) [79,3 KB]	83–88
<u>Birgit Bergmann:</u> Der Kranz des Kaisers. Genese und Bedeutung einer römischen Insignie. Berlin/New York: Walter de Gruyter 2010. (Ulrich Lambrecht) [97,1 KB]	89–94
<u>Yann Le Bohec:</u> Das römische Heer in der Späten Kaiserzeit. Stuttgart: Steiner 2010. (Ulrich Lambrecht) [87,6 KB]	95–100
<u>Friedrich Anders:</u> Flavius Ricimer. Macht und Ohnmacht des west-römischen Heermeisters in der zweiten Hälfte des 5. Jahrhunderts. Frankfurt a. M.: Lang 2010. (Ulrich Lambrecht) [69,7 KB]	101–105
<u>Roger Beck:</u> The Religion of the Mithras Cult in the Roman Empire. Mysteries of the Unconquered Sun. Oxford: Oxford University Press 2006. (Chiara O. Tommasi Moreschini) [95,1 KB]	107–113
<u>Hubert Fehr:</u> Germanen und Romanen im Merowingerreich. Berlin/New York: Walter de Gruyter 2010. (Sebastian Ristow) [74,5 KB]	129–135

Neuerscheinungen

<u>Neuerscheinungen 2010-1 – 19. Januar 2010</u>	i–v
<u>Neuerscheinungen 2010-2 – 8. Mai 2010</u>	vi–xi
<u>Neuerscheinungen 2010-3 – 10. September 2010</u>	xii–xvii
<u>Neuerscheinungen 2010-4 – 23. Dezember 2010</u>	xviii–xxiii

[Startseite Plekos 12,2010](#) [Startseite Plekos](#)

Miroslava Mirković: *Moesia Superior. Eine Provinz an der mittleren Donau*. Mainz: Philipp von Zabern 2007. 144 S. 90 farb. Abb. EUR 24.00. ISBN: 978-3-8053-3782-3.

Der erste Blick auf diese Publikation bietet dem Betrachter ansprechende Bilder, ein angenehmes Layout und einen ruhigen klaren Text, Gründe, sich gerne in nicht jedermann geläufige Regionen eingehend zu vertiefen. Der Aufbau folgt einer Chronologie von vorrömischer Zeit bis zum Untergang der Provinz *Moesia Superior* in der Zeit um 600 n. Chr. Das Gebiet der unbestimmt im frühen 1. Jh. n. Chr. dem römischen Imperium eingegliederten Provinz *Moesia* umfasste den zentralen Balkan bis ans Schwarze Meer. Die einzig eindeutige Nordgrenze bildete die Donau. In der Mitte der 80er Jahre des 1. Jhs. n. Chr. wurde die Provinz geteilt, *Moesia Superior* im Gebiet des heutigen Serbiens, Bulgariens und der ehemaligen jugoslawischen Republik Mazedonien, der östliche übrige, West-Ost ausgerichtete eher schmale Korridor zum Schwarzen Meer wurde zur *Moesia Inferior*. Die *Moesia Superior* besaß also keinen Zugang zum Meer, die Donau und alle anderen schiffbaren Flüsse stellten daher besonders wichtige Verkehrsverbindungen dar.

Soweit so scheinbar einfach. Das Gebiet der Provinz *Moesia* besitzt eine vorrömische Vorgeschichte und, wenn man es so sehen will, das Glück, in den antiken Quellen ab Herodot und Thukydides bis in die Zeit um 600 n. Chr. beinahe durchgehend und häufig Erwähnung zu finden, wobei es nahezu naturgemäß zu widersprüchlichen Überlieferungen kam. Das betrifft etwa auch die Abgrenzung der Territorien der zentralbalkanischen Stämme vor der römischen Okkupation und die Bewegungen der Völkerschaften über einen längeren Zeitraum hinweg. Der Verf. gelingt es, die Triballer, Skordisker, Autariaten und Dardaner zeitlich und regional weitgehend zu ordnen und ihre kriegerischen, ständig wechselnden Seilschaften in knapper verständlicher Form aufzuzeigen, soweit dies möglich ist.

Die nördlich der Provinz *Macedonia* sitzenden Skordisker stellten eine ständige Gefahr dar und wurden in häufigen über 150 Jahre dauernden Kämpfen bis knapp vor die Zeitenwende von den Römern immer wieder vorübergehend besiegt bis sie 12 n. Chr. gemeinsame Sache mit den Römern machen. Anders die Dardaner, waren sie eben noch Verbündete Roms, sind sie im 1. Jh. v. Chr. die gefährlichsten Gegner, da sie ständig, wie auch die Skordisker, in *Macedonia* einfielen.¹ Ein genaueres Datum für die Einrichtung der Provinz *Moesia* ist, wie oben angedeutet, nicht bekannt, liegt aber zwischen 6 n. Chr., mit der Nennung eines Statthalters von Mösien, und dem Regierungsantritt von Kaiser Tiberius.

Die Verf. widmet sich der Militärgeschichte der Provinz vor und nach deren Teilung in den 80er Jahren des 1. Jhs. n. Chr. nicht nur in einzelnen vorgese-

¹ Dem von Robert Harris, Titan, 2009, Vorgebildeten ist das römische Problem durchaus plausibel, da die reiche Provinz *Macedonia* eine fette Pfründe darstellte.

henen Kapiteln, sondern immer wieder unter verschiedenen Aspekten. War anfangs der noch ungeteilten Grenzprovinz die Rolle als Verteidigungszone gegen die aus dem Norden vom linken Donauufer her einfallenden Stämme zugewiesen, war durch die Teilung der Provinz *Moesia* im Jahr 86 n. Chr. mit zwei Statthaltern und entsprechend aufgestockten militärischen Einheiten ein strategischer Wechsel von der Defensive zur Offensive gegen die Daker möglich. Deren Unterwerfung unter Traian folgte die Einrichtung der Provinz *Dacia*, aus der man sich aber wieder zurückziehen musste. 274 war *Moesia* wieder Grenzprovinz. Dementsprechend kam dem Militär hohe Bedeutung zu. Für militärische Bewegungen war der Ausbau von Straßen eine *conditio sine qua non*. So wurde unter Tiberius an der Nordostgrenze von *Moesia Superior* bei der Donauenge Djerdap am Eisernen Tor in einen senkrecht abfallenden Felsen eine Verbindungsstraße gesprengt. Bilder (Abb. 19, 29 und 100) der mittlerweile in einem Stausee untergegangenen Straße zeigen ein eindrucksvolles Werk römischer Baukunst und Technik. Inschriften für Tiberius nennen die frühest bekannten Legionen IV *Scythica* und V *Macedonia*. Ebenfalls unter Tiberius wurde ein 3 km langer Kanal zur Umschiffung von Stromschnellen und Riffen der Donau am Eisernen Tor angelegt – auch dies ein Meisterwerk der römischen Ingenieurskunst. Eine Brücke (zwischen *Pontes* am rechten Donauufer und *Drobeta*) mit 20 freistehenden Pfeilern zwischen den Brückenköpfen überspannte die an dieser Stelle 1127 m breite Donau.

Im 1. und 2. nachchristlichen Jh. wurden zahlreiche Kastelle gebaut, deren Bedeutung je nach wechselnden Kriegszeiten schwankte. Bei den Legionslagern an der Donau entwickelten sich die *municipia Singidunum* und *Viminacium*, die Hauptstadt der *Moesia Superior*. Im Landesinneren ist *Naissus* als Geburtsort Constantins des Großen bis heute präsent. In der ältesten Stadt, der *Colonia Scupi* (Skopje, anscheinend eine domitianische Gründung) sind die archäologischen Forschungen im städtischen Areal im Gegensatz etwa zu *Viminacium* und *Singidunum* am weitesten gediehen. Von *Viminacium* kennt man einen, nach der Abbildung (49) höchst eindrucksvollen, Wasserkanal und mehr als 30.000 (Körper- und Brand-) Bestattungen (davon 527 publiziert) in 13.000 ganz unterschiedlichen, einfachen bis monumentalen, Gräbern. Es sind sieben römische Nekropolen von der Mitte des 1. Jhs. bis zur Mitte des 6. Jhs. Die völkerwanderungszeitlichen Goten des 4. Jhs. und gepidische Gräbergruppen befinden sich getrennt von den römischen Gräbern. Aus den Funden ist eine luxurorientierte Oberschicht belegt. Migration und Akkulturation lassen sich in der ethnischen Vermischung, die aus den Nekropolen von *Viminacium* und *Singidunum* (bis zum Beginn des 7. Jhs.) abzulesen ist, nachweisen.

Im Umfeld von *Naissus* stehen die *Villa Mediana* eines hohen Staatsbeamten und die von einer mit 20 mächtigen Rundtürmen bewehrten Mauer umgebene *Villa Romuliana*, die Kaiser Galerius errichten ließ, heraus. Der Palast von 4000 m² war mit 1400 m² Mosaikfußboden ausgestattet. Ab dem späten

4. Jh. errichtete man im Areal Kirchen, bis zum 6. Jh. erfolgte mit zahlreichen Umgestaltungen im Zuge der Völkerwanderungszeit der Niedergang. Der Handel blühte, es gab eigene Maßeinheiten und Gewichte. Die Berge lieferten Gold, Silber, Blei und Zink. Ein buntes Pantheon, griechische, römische, orientalische und ägyptische Gottheiten bevölkerten die Provinz, an der Zahl überlegen den einheimischen Göttern *Andinus*, *Zbeltiurdus*, *Atta*, *Atonipal*, *Mundritus*, dem Thrakischen Reiter und der *Dea Dardania*. Das Christentum löste seit dem 4. Jh. die alte Götterwelt ab.

Nach dem Rückzug der Römer aus Dakien 274 n. Chr. werden *Moesia Superior* und *Inferior* geteilt. *Moesia Superior* in *Moesia Prima* und *Dardania*, östlich davon liegen *Dacia Ripensis* und *Dacia Mediterranea*. Die Donau ist wieder Grenze zum Barbaricum. Damit gehen militärische Reformen einher. Ab Diocletian und Constantin wird der Donaulimes weiter ausgebaut. Die Donau löst im 4. Jh. als primärer Verkehrsweg die nicht mehr gepflegten Straßen ab.

Ab dem späten 3. Jh. dringen immer wieder Barbaren ein, darunter alle gotischen Stämme. Nach der Invasion der Hunnen (441–444) erlahmt für etwa ein Jahrhundert die Grenzverteidigung. Auch hier ist es Iustinian I., der noch einmal versucht, die Provinz durch den Wiederausbau des Donaulimes und der Kastelle und befestigten Städte im Inland aufzurüsten und das Reich zusammenzuhalten. Und er gründet an seinem Geburtsort eine neue prächtige Stadt, *Iustiniana Prima* (Südserbien) mit Akropolis, Ober- und Unterstadt und der Bischofsresidenz. Nach etwa sechs, sieben Jahrzehnten ist sie dem Verfall preisgegeben.

Das Christentum breitete sich von Pannonien her nach *Singidunum* aus, wo sich schon zur diocletianischen Zeit eine Kirche befand und auch Märtyrer überliefert sind. Die übrigen Bischofssitze in den Städten auf dem Gebiet der ehemaligen *Moesia Superior* entstehen erst nach 343. Diese Militärprovinz und ihre Nachfolgerprovinzen finden um 600/Anfang 7. Jh. mit der slawisch-awarischen Invasion ihr Ende.

Die Aufbereitung des Themas ist der Verf. so ausgezeichnet gelungen, dass man tiefer in die Materien eindringen möchte, mit noch mehr Details und Abbildungen – etwas, das den intendierten Rahmen der Publikation sprengen würde. So bleibt eine Durchsicht der umfangreich angegebenen Literatur nahezu unabdingbar. Eine anregende Lektüre.

Ulla Steinklauber, Graz
ulla.steinklauber@gmail.com

Maijastina Kahlos: *Forbearance and Compulsion. The Rhetoric of Religious Tolerance and Intolerance in Late Antiquity*. London: Duckworth 2009. XII, 259 S. £ 50.00. ISBN 978-0-7156-3698-5.

In Fortführung ihrer Untersuchungen, die sich dem wechselseitigen Umgang von Vertretern des Christentums und der nichtchristlichen Religionen in der Spätantike widmen,¹ legt die finnische Altertumswissenschaftlerin Maijastina Kahlos nun eine Studie zum Verhältnis von Duldung und Zwang im Mit- und Gegeneinander von paganer und christlicher Religion vor, das sie nicht in die modernen, anachronistischen Termini „Toleranz“ und „Intoleranz“ fassen mag. Dies wagt sie, um ihren Gegenstand klarzustellen, nur im Untertitel des Buches. Sie verfolgt ihr Thema – die dialektische Spannung zwischen den beiden Begriffen, deren Zuordnung zu bestimmten religiösen Gruppen, ihre allmähliche Verschiebung und schließlich die Umkehr der Zuordnung – chronologisch durch mehrere Jahrhunderte der Etablierung christlicher Religion erst außerhalb der staatlichen Duldung als *religio illicita*, dann als *religio licita* und schließlich unter tatkräftiger staatlicher Förderung, die dem Christentum eine Monopolstellung im spätrömischen Reich einbrachte.

Dabei betrachtet Kahlos ihren Gegenstand jeweils aus drei unterschiedlichen Perspektiven: aus der Sicht des römischen Staates, ferner derjenigen Stimmen, die einen Einheitskurs in der Religionspolitik des römischen Reiches befürworteten („noises of the lobbyists“, S. 3), und schließlich aus der Perspektive derer, die freie Religionsausübung im Rahmen der unterschiedlichen religiösen Angebote favorisieren. Hieraus resultiert ein im wesentlichen äußerlich jeweils gleichartiger Kapitelaufbau, doch zugleich verschieben sich mit den Veränderungen der staatlichen bzw. kaiserlichen Haltung in der Politik diversen religiösen Richtungen gegenüber die Gruppen der „Lobbyisten“ und ihrer Gegner im Laufe der Zeit, bis sie gänzlich ihre Positionen tauschen. Auf diese Weise kann Kahlos darlegen, wie die Argumente der Angehörigen unterschiedlicher religiöser Lager einander ähneln und gleichen, wenn sie – zu verschiedenen Zeiten – als Vertreter der religiösen Einheitsbefürworter bzw. als Anhänger toleranter Haltung einem breiten religiösen Angebot gegenüber auftreten.

Die verschiedenen und sich verschiebenden Positionen in der Frage nach der Duldung bzw. Unterdrückung freier Religionsausübung lassen sich in laufend veränderliche Einflußnahmen und Machtbeziehungen innerhalb der römischen Gesellschaft einordnen, in die Regelungen der Verhältnisse zwischen Mehrheiten und Minderheiten, insbesondere zwischen Polytheisten und Christen, aber auch gegenüber Gruppen von Abweichlern innerhalb der eigenen Glaubensrichtung. Nicht zuletzt in Anbetracht häufig geäußerter Urteile über das vorgebliche

1 Vgl. etwa Maijastina Kahlos: *Vettius Agorius Praetextatus. A Senatorial Life in Between*. Rom 2002 (*Acta Instituti Romani Finlandiae* 26); Dies.: *Debate and Dialogue. Christian and Pagan Cultures*, c. 360–430. Aldershot u. a. 2007.

Toleranzpotential des Polytheismus bzw. die Intoleranz des (christlichen) Monotheismus ergeben sich durch eine den Vergleich erleichternde Aufbereitung des Quellenmaterials auf diesem Wege gut belegte andere Einsichten, mit denen sich Kahlos an signifikanten Beispielen in aktuelle Forschungsdiskussionen um die Einschätzung von Haltungen einschaltet, die die Verankerung und Veränderung von Mentalitäten in einer Gesellschaft zu erfassen suchen. So stellt sich auch dieses Buch als ein Beitrag zu der Frage dar, wie es dem Christentum gelang, sich unter anderem durch Integration in die antike Kultur flexibel in den Reigen der antiken Religionen zu stellen und so auf Dauer zum Wandel der Antike beizutragen. Diese Art des Umgangs erfaßt wesentliche Aspekte spätantiker Kultur wohl angemessener als allein dichotomisches Denken in unvereinbaren Gegensätzen zwischen unterschiedlichen religiösen Richtungen, die im Kampf gegeneinander sich durchzusetzen suchen – so sehr an der Profilierung des Gegensatzes zum Althergebrachten oder zur Neuerung das je eigene Selbstverständnis geschult sein mag.

Im Interesse einer angemessenen Einschätzung derartiger Wandlungsprozesse muß man sich bewußt sein, daß die pagane Religion keineswegs bedingungslos pluralistisch und tolerant war, ebensowenig wie man den christlichen Monotheismus von vornherein als einseitig intolerant bezeichnen kann. Der Polytheismus der Antike kannte nämlich durchaus nicht die freie Wahl der Religion und auch nicht das Prinzip der Gleichberechtigung verschiedener Religionen; beides schwingt aber im modernen, dem Gedankengut der Aufklärung verpflichteten Toleranzbegriff mit.

Wie ist es nun mit der Duldung religiöser Alternativen zum staatlich anerkannten und favorisierten Kult und mit religiösem Zwang in dieser Sache zur Zeit der Spätantike bestellt? Kahlos stellt in sechs chronologisch aufeinanderfolgenden Kapiteln dar, wie die mit dem Spektrum von Duldung bis Zwang in religiösen Angelegenheiten verbundenen Verhaltensweisen aufeinander bezogen sind und sich dabei im Laufe der Zeit verschoben und veränderten. Damit erfaßt sie im wesentlichen den Zeitraum vom dritten Jahrhundert bis ins fünfte Jahrhundert, rund 200 Jahre, in denen sich die römische Religionspolitik grundlegend veränderte und die polytheistische Religion ihre Rolle im Staat an das Christentum abgeben mußte. Dieser Verlauf war in Einstellung und Verhalten vieler Menschen von Änderungen begleitet, die der politischen Entwicklung vorausgingen oder ihr folgten. Einzelheiten dieses Weges spiegeln sich in der antiken Debatte um religiöse Duldung und religiösen Zwang.

Die Voraussetzungen antiken religiösen Denkens klären die Ausgangsüberlegungen im Kapitel „Articulating Forbearance and Compulsion Before 250“. Hier geht Kahlos auf die Grundlagen griechischer und römischer Religiosität ein und lotet in diesem Zusammenhang den – engen – Spielraum für Duldung gegenüber Abweichlern aus, denen Verschwörung gegen den Staat unterstellt werden konnte, weil dessen Gedeihen auf den Schutz der Götter angewiesen

war, die hierfür Verehrung genossen. Sie diskutiert die staatliche Toleranz Roms gegenüber der jüdischen Religion und die Gegenleistung der Juden. Im Vergleich zu der Zuordnung dieser Religion zu einem Ethnos wartete das Christentum mit einem universalen Anspruch auf, von dem nach römischer Auffassung ganz andere Gefahren ausgehen mußten, auch wenn frühe Apologeten wie Athenagoras und Tertullian in ihren an staatliche Instanzen gerichteten Duldungsappellen zugunsten der christlichen Religion eine Gleichberechtigung lediglich mit anderen ethnischen oder lokalen Kulturen einforderten. Mißtrauen weckte eben die Ambivalenz christlichen Denkens, die in dem Anspruch liegt, einzig wahre Religion zu sein, was Alternativen keinen Raum läßt.

Die nächsten fünf Kapitel sind jeweils in Ausführungen über die Haltung des römischen Staates zur Religion, über Verteidiger des staatlichen religiösen Einheitskurses und über Befürworter der freien Religionsausübung gegliedert. Dabei finden sich in der Rolle der „Lobbyisten“ zunächst Anhänger der alten römischen Religion, ab der Zeit Konstantins d. Gr. – mit Ausnahme des Zwischenspiels unter Julian – sodann Vertreter der christlichen Kirche, zeitgleich mit der Wende zur Förderung des Christentums durch eine neuausgerichtete staatliche Religionspolitik. Als Anhänger des Widerstands gegen die römische Religionspolitik und die Stimmen ihrer Befürworter wirkten zuerst Christen, später prominente Heiden mit Vorstellungen, die in ihrer Orientierung an religiöse Duldungskonzepte *vice versa* frühere christliche Vorstellungen im pagan orientierten römischen Staat aufzunehmen scheinen. Zunächst unterstrichen pagane Befürworter ihre Unterstützung für eine auf die alleinige Pflege und Erhaltung der alten Religion ausgerichtete römische Religionspolitik, später schlüpfen Christen in diese Rolle zugunsten ihrer neuen Religion.

Im dritten Jahrhundert und zu Beginn des vierten Jahrhunderts – das zeigen unter anderem die Christenverfolgungen unter Decius, Valerian und Diokletian – war die religiöse Welt bis zum sogenannten Toleranzedikt des Galerius zunächst noch im traditionellen Sinne eindeutig geregelt. Als prominenten „Lobbyisten“ stellt Kahlos Porphyrius heraus, der als Neuplatoniker einerseits religiösen Pluralismus vertrat, aus diesen Vorstellungen jedoch gerade das Christentum wegen des strikt monotheistischen Anspruches ausgrenzte. Umgekehrt warben Christen um Duldsamkeit ihrer Religion gegenüber und argumentierten, wie etwa Arnobius und Laktanz, dabei im Sinne freier Religionswahl. Hinter diesen Vorstellungen stand jedoch keineswegs ein Plädoyer für Religionspluralismus.

Unter Konstantin d. Gr. und seinen Söhnen setzte sich in der Politik zunächst der moderate Weg religiöser Freiheits-, Duldungs- und Eintrachtsbekundungen fort, wie ihn Kahlos etwa in der Mailänder Vereinbarung zwischen Konstantin und Licinius repräsentiert sieht.² Doch haben sich mit Konstantin die Vor-

2 Im Gegensatz dazu interpretiert Klaus Martin Girardet, *Die Konstantinische Wende und ihre Bedeutung für das Reich. Althistorische Überlegungen zu den*

zeichen umgekehrt: Die widerwillige Duldung galt jetzt nicht mehr, wie noch im Galerius-Edikt, dem Christentum, sondern den nichtchristlichen Religionen. Christliche Häretiker wie die Donatisten und die Arianer kamen aber keineswegs in den Genuß einer derartigen Duldung. Allmählich wechselten die Beteiligten ihre Rollen: „We observe a transformation in Christian apologetic from defence (*apologia*) to attack (*categoria*), from the voice of resistance to the clamour of lobbyists“ (S. 67). Dabei konnte die christliche Apologetik jetzt auf Argumentationsmuster zurückgreifen, die sie bereits in Zeiten defensiver Selbstdarstellung gegen Heiden wie Juden vorgebracht hatte. Hinzu kommt die Verbindung des römischen politischen Selbstverständnisses mit dem des Christentums durch die Stellungnahmen des Eusebius von Caesarea. Damit wurden die Voraussetzungen für den Abschluß des Rollentauschs zwischen Polytheisten und Christen geschaffen.

Weil die widerwillige Duldung, besser vielleicht: die gewaltlose Unterdrückung unter Julian noch einmal für kurze Zeit den Christen galt, suchten dessen Nachfolger zunächst den gesellschaftlichen Frieden durch eine neutrale Religionspolitik und das Bekenntnis zu freier Religionswahl zu erhalten, wie sie etwa in den Toleranzappellen der Rhetorik des Themistius ihr Echo findet. Doch bereits unter den Söhnen Valentinians I. und unter Theodosius I. setzte eine neue Phase zur Förderung religiöser Einheit ein. Diese Politik führte Libanios und nicht zuletzt Symmachus dazu, alle argumentativen Register zugunsten religiöser Vielfalt und der alten Kulte zu ziehen. Dem stellte Ambrosius von Mailand namentlich im Streit um den Victoria-Altar den mit dem Monotheismus verbundenen christlichen Anspruch entgegen. Prudentius reservierte gar wahre Romanitas und Humanität für das Christentum. Ein entsprechender Standpunkt der Nichtchristen war einst *mutatis mutandis* eine Grundlage für Christenverfolgungen, jetzt grenzte er dagegen die Heiden aus und rechtfertigte die Verweigerung religiöser Freiheit (vgl. S. 105). Diese Anschauung zeigt, wie das Christentum für das römische und damit das antike Selbstverständnis in Anspruch genommen wurde, ohne daß man sich zugleich der Konsequenz bewußt war, daß damit einer neuen Zeit der Boden bereitet wurde.

Das ins fünfte Jahrhundert führende Kapitel über die Zeit nach Theodosius I. ist großenteils von der Darstellung der Positionen des Augustinus be-

geistigen Grundlagen der Religionspolitik Konstantins d. Gr., in: Ders., Die konstantinische Wende. Voraussetzungen und geistige Grundlagen der Religionspolitik Konstantins des Großen, Darmstadt 2006, S. 39–155, hier S. 99–105, die *litterae Licinii* unter dem Aspekt der von Konstantin bereits vollzogenen Wende zum Christentum: Konstantin habe in den Verhandlungen mit Licinius die von ihm erwünschte Bevorzugung der christlichen Religion auch im Osten des Reiches nicht durchsetzen können, so daß man sich auf Religionsfreiheit als kleinsten gemeinsamen Nenner geeinigt habe. Fragen dieser Art stehen bei Kahlos allerdings außerhalb des Untersuchungshorizonts.

stimmt. Inzwischen war die Zeit reif für den Einsatz von Mitteln wie Gewalt und Einschüchterung, um die religiöse Einheit zu erreichen, die mit dem Argument, es geschehe zum eigenen Besten, auch von Augustinus als einem „reluctant persecutor“ (S. 121) gerechtfertigt werde. In diesem Zusammenhang untersucht Kahlos „the rhetoric of oppression“ (ebd.), die sich hier wie in anderen Zusammenhängen gern in medizinische Metaphorik kleide. Die durchaus differenzierten Positionen des Augustinus arbeitet Kahlos unter anderem in dessen Auseinandersetzung mit Ansichten von Gegnern des christlichen Monotheismus und des damit verbundenen Anspruches heraus.

Kahlos gelingt es mit der Untersuchung der Rhetorik religiöser Toleranz und Intoleranz in spätrömischer Zeit Elemente herauszustellen, die hinsichtlich ihrer politischen Auswirkungen Gemeinsamkeiten der polytheistischen Religion der Antike und des monotheistischen Christentums dieser Zeit bezeichnen, und das bis in die Haltung einer Religion gegenüber den von der Hauptrichtung der jeweiligen Religion abweichenden Strömungen. Damit stellt sie Beobachtungen in den Mittelpunkt, die anhand vergleichbarer Verhaltensmuster religiös bedingten Fragen der Mentalität in der spätrömischen Gesellschaft gelten und zugleich das Christentum als im wesentlichen antike Glaubensrichtung vorstellen. Das methodische Repertoire von Kahlos beruht auf klassisch-philologischen Verfahrensweisen. Die Interpretationsergebnisse werden in größere Zusammenhänge gestellt, die altertumswissenschaftlich übergreifend historisch-anthropologische und allgemein kulturwissenschaftliche Interessen erkennen lassen, für die die religiösen Veränderungen, die die Spätantike mit sich brachte, dankbare Sujets liefern.

Im Schlußkapitel „Towards a World of One Alternative?“ stellt Kahlos den im Christentum angelegten und so gut zum weltlich-politischen Selbstverständnis Roms passenden Einheits- und Universalgedanken in den Vordergrund: „This pattern of thought therefore involves the mission to convert the whole *oikoumene* to Christianity. Simply put, the pluralistic world of polytheistic religions was to give way to a monolithic Christian culture. In principle . . . the ideal of one religion, one God, one way and one truth in the Roman empire prevailed“ (S. 135). Solange das Christentum bedroht war, trat es für religiöse Freiheit ein, sobald der Spielraum für die Nichtchristen enger wurde, taten diese es gleichfalls. Im Rollenwechsel vom Verfolgten zum Verfolger und umgekehrt, je nach der sich für eine Religion ergebenden politischen Situation, sieht Kahlos nichts Außergewöhnliches: „Christianity did not differ from other religions and ideologies in this respect“ (S. 137). Insofern beurteilt sie die Annahme, Verfolgung und Unterdrückung nichtchristlicher Religionen folgten aus dem Sieg des christlichen Monotheismus, als „teleological distortion“ (ebd.), räumt aber ein, daß der Exklusivitätsanspruch des Christentums derartige Maßnahmen zu unterstützen geeignet war. Indem Kahlos Gemeinsamkeiten antiker Religionen unter Einschluß des Christentums in den Vordergrund stellt, ohne die Beson-

derheiten der neuen Religion zu vernachlässigen, liefert sie einen Beitrag zum Verständnis der antiken Grundlagen religiöser – und politischer – Ideologie, die auch das Christentum auszeichnet, dessen neue Elemente den Weg in die Zeit wiesen, die auf die Antike folgte. Durch die Einordnung des Christentums in die spätantike Welt liefert sie zugleich einen Beitrag zur Historisierung der neuen Religion, der dazu angetan ist, das Christentum und seine Rolle aus den Bedingungen zu beurteilen, die diese Zeit bot, ohne das Potential zu verleugnen, das es zu dem machte, was es bis heute ist. Dieses Potential wird jedoch gerade nicht dazu verwendet, die Einzigartigkeit des Christentums in den Vordergrund zu stellen.

Ulrich Lambrecht, Koblenz
lambre@uni-koblenz.de

[Inhalt Plekos 12,2010 HTML](#) [Startseite Plekos](#)

Eckhard Meyer-Zwiffelhofer: *Imperium Romanum. Geschichte der römischen Provinzen*. München: Beck 2009. 128 S., 4 Karten. EUR 7.90. ISBN 978-3-406-56267-9.

Es ist schwierig, das Territorium des Römischen Reiches von seinem Zentrum, Rom und Italien, zu lösen und, noch dazu auf knappem Raum, in allgemeiner Form die Provinzen in ihrer Gesamtheit in den Mittelpunkt der Darstellung zu rücken. Und doch enthält das Büchlein von Eckhard Meyer-Zwiffelhofer alles Wesentliche, um sich über dieses Thema zu orientieren. Dabei steht die „Geschichte der römischen Provinzen“ wie es im Untertitel heißt, weniger im Vordergrund als vielmehr, gewiß unter gebührender Berücksichtigung der Veränderungen im Laufe der römischen Geschichte, das System der römischen Herrschaft über Untertanengebiete. Das Thema wird primär also nicht chronologisch aufgefächert, sondern Sachaspekte bestimmen überwiegend die Gliederung.

Meyer-Zwiffelhofer leitet den Überblick über das Imperium Romanum mit Überlegungen zu der Vorstellung der Römer von der „Weltherrschaft“ ein, die seit Polybios zum Grundgerüst römischen Selbstverständnisses gehörte. Dieser Begriff ist weniger auf geographische als auf kulturelle Grenzen bezogen und war nicht zuletzt hinsichtlich seines Totalitätsanspruchs auch geeignet, dem römischen Reich nach der christlichen Wende eine spezielle Rolle im göttlichen Heilsplan zu verleihen. Konkret aber geht es um das Geschick der Römer, ihr Weltreich mit Mitteln zu regieren, die Provisorien und Experimenten zu entstammen scheinen, mit denen der groß und größer werdende Stadtstaat sein später fast die gesamte bewohnte Welt umfassendes Territorium regierte.

Der historische Überblick zu Beginn klärt die Begriffe „Imperium“ und „Provinz“ und bietet sodann eine Tour d’horizon durch die römischen Provinzen in republikanischer Zeit, Prinzipat und Spätantike in chronologischer Folge. Meyer-Zwiffelhofer verbindet diesen Überblick mit Einsichten in die Motive der Römer für die Expansion ihres Herrschaftsbereiches, die Rechtsverhältnisse, die sie mit den neuen Untertanen eingingen, die Folgen des Verfassungswechsels von der Republik zum Prinzipat für die Provinzen und die Veränderungen, die die Reichsreformen der diokletianisch-konstantinischen Zeit mit sich brachten, die Auswirkungen der Reichsteilung und der germanischen Reichsbildungen auf (west-)römischem Boden.

Auf dieser Grundlage entfaltet Meyer-Zwiffelhofer in zwei weiteren Kapiteln die systematischen Aspekte, zum einen aus der Sicht der Römer die wesentlichen mit Herrschaft, Regierung und Verwaltung in den Provinzen zusammenhängenden Gesichtspunkte, zum anderen aus der Perspektive der Provinzbewohner Fragen, die mit deren Eingliederung in das römische Reich zu tun haben und Probleme von Anpassung bis Widerstand ansprechen. Als römische Leistungen bespricht Meyer-Zwiffelhofer Fragen im Zusammenhang mit

der Stationierung des Heeres in den Provinzen, infrastrukturelle Maßnahmen zur Erschließung und Abgrenzung des Territoriums (z. B. durch Straßen und *Limites*), die Organisation der Erhebung von Abgaben sowie die Bedeutung und den Status von Städten in den Provinzen. Auch die Objekte des römischen Provinzialregimes kommen zu ihrem Recht: Hier geht es um Aufstände gegen die römische Herrschaft, die Rolle der Provinziallandtage als Bindeglied zwischen regionaler Identität und Romtreue, den Herrscherkult als Loyalitätsbekenntnis zu Rom, die Integration der Provinzbevölkerung durch das Bürgerrecht und die Gewährung sozialen Aufstiegs, das in Patronage und Klientelwesen angelegte Herrschaftsverhältnis und schließlich die Romanisierung der Provinzeinwohnerschaft.

Am Ende weiß man, wie das römische Provinzregiment funktionierte und wie die Provinzen nach und nach vollständig in das römische Reich als „supranationalen, multikulturellen Herrschaftsverband“ (S. 11) integriert wurden. Als – erfolgreiche – Herrschaftsmittel stellt Meyer-Zwiffelhofer die gelungene politische Integration der Provinzialen, die Machtteilhabe provinzieller Eliten, die Formen der Patronage des Kaisers, Romanisierung und Selbstromanisierung und nicht zuletzt günstige historische Bedingungen heraus. Ein wichtiger Aspekt war dabei die Qualität der *civitas Romana*, die „weder ethnisch noch religiös fundiert war, sondern rechtlich-politischen Charakter besaß“ (S. 118).

Die Bände der Reihe „C. H. Beck Wissen“ können als kurze Einführungen in bestimmte Themen ihren Gegenstand nur knapp skizzieren. Dies ist Meyer-Zwiffelhofer mit dem provinziellen Regiment des römischen Reiches durchaus gelungen. Er spricht alle wirklich wesentlichen Fragen der Herrschaft Roms über die Provinzen an und bindet die chronologische Ordnung dabei insoweit ein, daß er die Bedeutung der Zäsuren in Republik und Kaiserzeit für die Provinzen klar herausstellt. Auf Einzelheiten kann er dabei nicht eingehen; für die Weiterarbeit stellt er aber einiges an kurz kommentierter neuerer Literatur vor, die das aktuelle wissenschaftliche Interesse an der Aufarbeitung der römischen Provinzen und damit zusammenhängender Fragen dokumentiert. Besonders auf die Funktionsweise römischer Herrschaft über die Provinzen mit ihren Auswirkungen auf die Integration der Untertanengebiete ins römische Reich konzentriert sich dabei die Forschung. Das zeigt auch diese kleine Einführung.

Ulrich Lambrecht, Koblenz
lambre@uni-koblenz.de

Helmut Castritius, Dieter Geuenich, Matthias Werner (Hrsgg.): Die Frühzeit der Thüringer. Archäologie, Sprache, Geschichte. Ergänzungsbände zum Reallexikon der Germanischen Altertumskunde Bd. 63. Berlin/New York: Walter de Gruyter 2009. 491 S. EUR 99.95. ISBN 978-3-11-021454-3.

Erfreulich zeitnah werden hier die Beiträge eines wissenschaftlichen Kolloquiums vorgelegt, das vom 19.–22. Oktober 2006 an der Universität Jena stattgefunden hat. Es handelt sich um ein transdisziplinäres Resümee zum Forschungsstand der Frühzeit der Thüringer. Die verschiedenen Disziplinen (Archäologie, Geschichts- und Sprachwissenschaft) erbrachten dabei teilweise grundsätzlich unterschiedliche Ergebnisse zum Thema, sodass der Band auch als Grundlage für zukünftige Diskussionen um Begrifflichkeiten zu verstehen ist. Der Tagungsband folgt damit einer Tendenz, der sich die Frühgeschichtsforschung auch in anderen Regionen in jüngster Zeit nicht mehr entziehen kann, man denke etwa an die Frage nach den Burgundern.¹

Die Inhalte der 17 Beiträge werden im Folgenden jeweils kurz skizziert. In einer kurzen Einführung trägt Mitherausgeber Helmut Castritius die Fragestellungen des Kolloquiums vor. Ausgehend von der Kernproblematik der weitgehend fehlenden historischen Überlieferung zu den Thüringern des 5. und 6. Jhs. wird ein „Problemkatalog“ entwickelt, der im Wesentlichen Fragen nach der Ethnogenese, damit eng verbunden dem „thüringischen“ im archäologischen Fundgut, der Eingliederung in das Frankenreich und dem thüringisch-fränkischen Verhältnis, der inneren Struktur, den näheren und weiteren Umlandbeziehungen und der räumlichen Einordnung Thüringens nennt. Bedeutung wird auch der Nachwirkung des frühmittelalterlichen Thüringens und seiner Bewohner beigemessen.

Im ersten Abschnitt der Hauptbeiträge geht es um die Außenbeziehungen der frühen Thüringer aus archäologischer Sicht.² Karen Høilund Nielsen (S. 5–36) beschäftigt sich, ausgehend von Glasfunden und verwandten Fibeltypen im 5. Jh. und dem Vorkommen gleicher Bügelfibeln der 1. Hälfte des 6. Jhs. in Gispersleben und Lundeborg, mit den thüringisch-südsandinavischen Beziehungen zwischen dem 4. und 6. Jh. Die Bedeutung der Fibel von Lundeborg als Importgut kann nicht recht abgeschätzt werden, da vergleichbare

1 M. Grünewald: Burgunden: Ein unsichtbares Volk? In: H. Hinkel, B. Diekamp (Hrsgg.): Nibelungen-Schnipsel: Neues vom alten Epos zwischen Mainz und Worms. Ausstellungskatalog Worms. Mainz 2004, 119–142.

2 Zusammenfassende Bemerkungen zur ethnischen Interpretation thüringischer Funde: C. Theune: Methodik der ethnischen Deutung. Überlegungen zur Interpretation der Grabfunde aus dem thüringischen Siedlungsgebiet. In: S. Brather (Hrsg.): Zwischen Spätantike und Frühmittelalter. RGA-Ergbd. 57. Berlin/New York 2008, 211–233.

Befunde in Skandinavien rar gesät sind (S. 24). Im thüringischen Raum ist südschandinavischer Einfluss bei verschiedenen wohl in Thüringen angefertigten Brakteaten und Fibeln des „nordischen Typs“ deutlicher erkennbar. Verf. leitet eine „group of southern Scandinavians may have settled in Thuringia in the late fifth century“ daraus ab, deren Einflussnahme bis weit in das 6. Jh. sichtbar geblieben sei. Auch für das bekannte Reiterrelief von Hornhausen aus dem 7. Jh. betont Verf. die skandinavischen Bezüge (S. 25–27).

Markus C. Blaich geht Spuren von als „thüringisch“ klassifizierten Funden im Rhein-Main-Gebiet nach (S. 37–62). Die von Seiten der archäologischen Forschung dürftige Forschungs- bzw. Publikationslage in der Ära nach Berthold Schmidt³ spricht Verf. als erstes mit der wünschenswerten Deutlichkeit an (vgl. auch unten S. 63–65). Nach einer Übersicht über einige als „thüringisch“ angesehene Funde und Grabsitten und führt schließlich die von ihm schon andernorts eingehender behandelten als Import in Frage kommenden Funde aus dem Rhein-Main-Gebiet an. Überreste hölzerner Totenhäuser als Hinweis auf thüringische oder mainfränkische Beziehungen zu deuten, wie von Blaich unternommen (S. 49–50), erscheint dem Rez. aus zweierlei Gründen problematisch. Einerseits sind solche Befunde natürlich oft schlecht erhalten bzw. dokumentiert, andererseits gibt es auch in den westlichen, südlichen und nördlichen Nachbarregionen des Rhein-Main-Gebietes entsprechende Befunde.⁴ Blaich sieht die Grabfunde mit elbgermanisch-thüringischen Funden als Hinweis auf Krieger, die das Machtvakuum des Rheinlandes ab der 2. Hälfte des 5. Jhs. füllten. Die genauere Beurteilung thüringischen Einflusses im fortgeschrittenen 6. Jh. wird durch die schwache Quellenlage verhindert, es handelt sich überwiegend um alt geborgenes Material, das hier zur Verfügung steht. Zur Interpretation dieser Grabfunde stehen nur die ebenfalls eine dünne Überlieferungslage bietenden Schriftquellen um die Zerschlagung des Thüringerreiches im Jahr 531 zur Verfügung. Zukünftigen modernen Untersuchungen an Gräber-

3 Zuletzt dieser zum Thema Thüringer und Franken: B. Schmidt: Das Königreich der Thüringer und seine Eingliederung in das Frankenreich. In: A. Wiezcorek u. a. (Hrsgg.): Die Franken – Wegbereiter Europas. Vor 1500 Jahren: König Chlodwig und seine Erben. Ausstellungskatalog Berlin. Mainz ²1997, 285–297.

4 N. Kyll: Tod, Grab, Begräbnisplatz, Totenfeier. Zur Geschichte ihres Brauchtums im Trierer Lande und in Luxemburg unter besonderer Berücksichtigung des Visitationshandbuches des Regino von Prüm (†915). Rheinisches Archiv 81. Bonn 1972; N. Krohn: Memoria, fanum und Friedhofskapelle. Zur archäologischen und religionsgeschichtlichen Interpretation von Holzpfostenstrukturen auf frühmittelalterlichen Bestattungsplätzen. In: Ch. Bücken u. a. (Hrsgg.): Regio Archaeologica. Archäologie und Geschichte an Ober- und Hochrhein, Festschr. für G. Fingerlin zum 65. Geburtstag. Rahden 2002, 311–335; S. Ristow: Grab und Kirche. Zur funktionalen Bestimmung archäologischer Baubefunde im östlichen Frankenreich. Röm. Quartalschrift für Christliche Altertumskunde 101, 2006, 214–239.

feldern des Rhein-Main-Gebietes wünscht man also eine Anwendung von Methoden wie der Strontiumisotopenanalyse, um hier mehr Klarheit gewinnen zu können.

Mit dem Problemfeld der Identifikationsmöglichkeiten des „Thüringischen“ und den Fragen der ethnischen Deutung der schlecht aufgearbeiteten Sachzeugnisse aus Mitteldeutschland beschäftigt sich Jan Bemann (S. 63–81). Traditionell endet die „Völkerwanderungszeit“ in Mitteldeutschland in der Mitte des 5. Jhs. Auch für Thüringen wird bezeichnenderweise danach die „Merowingerzeit“ angesetzt (S. 66), obwohl sie dort erst 531 beginnen würde. Dieses Datum findet jedoch keinen Niederschlag in den archäologischen Quellen (S. 75 f.). Ab der 2. Hälfte des 5. Jhs. lassen sich zwar grundsätzliche Veränderungen im Bereich der Kleidung und der Grabsitten konstatieren (Übersicht: S. 72 Abb. 1). Eine ethnische Interpretation der Grabfunde des späten 5. und 6. Jhs. lehnt Bemann aber ab (S. 74) und fordert eine Untersuchung „der sozialen Rollen“, die „im Grabbrauch ihren Ausdruck finden“. Schließlich macht er auf zugezogene Bevölkerungsbestandteile aus der Zeit um 500 aufmerksam, in der die sich formierenden Langobarden vermutet werden. Der zugehörige Fundstoff entspricht aber wiederum dem „thüringischen“.

Den sprachwissenschaftlichen Teil des Buches eröffnet der grundlegende Beitrag von Wolfgang Haubrichs zum „Namen“ der Thüringer (S. 83–102). Es werden die bekannten Belege und Schreibweisen aus dem frühen und hohen Mittelalter versammelt (Übersicht S. 87–89). Bisherige Versuche, das Ethnonym aus dem germanischen **dur* (Hügel) abzuleiten, weist Haubrichs ebenso zurück, wie die Gleichsetzung mit den ostgermanischen Terwingen und spricht sich für eine Entstehung des Namens abgeleitet vom germanischen **thur* (stark) aus.

Albrecht Greule trägt die Grundlagen aus dem Bereich der Ortsnamensforschung zusammen (S. 103–117). Dabei kann er sich wesentlich auf die Ergebnisse von Hans Walther von 1971 und 2003 berufen. In den Kontext des Gefolgschaftswesens der frühen Thüringerzeit gehören die Ortsnamen auf -leben und -stedt. Weitere Namensteile gehören in die Karolingerzeit und das Mittelalter. Besonderes Augenmerk richtet Verf. auf die Gewässernamen, unter denen auch vorgermanisches Sprachgut gut erkennbar ist.

Vier runenbeschriftete Gegenstände der Mitte des 6. Jhs. aus Gräbern in Weimar untersucht Martin Hannes Graf (S. 119–133). Zwischen den fränkisch-alamannischen Gebieten und Skandinavien liegen diese Befunde isoliert und können eher an ostgermanischen Fundstoff angebunden werden. Der These einer thüringischen Vermittlung runischer Inschriftenkunde in den Westen, zu der die Quellenbasis sicher nicht ausreichend ist, mag sich Graf nicht anschließen.

Dass die Thüringer nicht aus den elbgermanischen Hermunduren hervorgegangen, sondern etymologisch unterschiedlich sind und dass die Hermunduren niemals in Thüringen gesiedelt haben, führt Matthias Springer unter Heranzie-

hung aller relevanten Literatur überzeugend aus (S. 135–169). Die These von Kaspar Zeuß aus dem 19. Jh. hat also kein Fundament in der Sache.

Der historische bzw. archäologisch-historische Hauptteil des Buches startet mit einem Beitrag zum „Untergang des Thüringerreiches aus der Sicht des Frühmittelalters“ von Georg Scheibelreiter (S. 171–199). Die frühmittelalterlichen Quellen zu den Thüringern beschränken sich auf deren Erwähnung in der *vita Severini* und die Nennung des letzten Thüringerkönigs Herminafrid im Zusammenhang mit den Ostgoten. Alle übrigen Erwähnungen gehen auf den Untergang des zu diesem Zeitpunkt gerade in der Phase der Konsolidierung befindlichen Thüringerreiches um 531 ein und stehen zumeist in engem Zusammenhang mit Radegunde, der letzten Einflussreichen Angehörigen der Königsfamilie. Verf. beleuchtet die Verhältnisse des 5. und 6. Jhs. in den Nachbarregionen und beschäftigt sich mit der Bedeutung des namenlos überlieferten Bruders der Radegunde und mit den wenigen historischen Aussagemöglichkeiten zum Verhältnis zwischen Franken und Thüringern im Spiegel der fränkischen Geschichtsschreiber. Ausführlichen Raum nehmen die komplizierten Verflechtungen der thüringischen Königsfamilie mit z. B. der fränkischen ein. Schließlich widmet sich Scheibelreiter der Interpretation der Quedlinburger Annalen, die in Grundzügen wohl ein thüringisches Heldenlied mit enthalten.

Heiko Steuer stellt in seinem Beitrag die Frage nach den archäologisch bisher unbekanntem Herrschaftszentren der Thüringer (S. 201–233). Die Archäologie kann hier nur auf Befunde aus Skandinavien erweisen und die Hoffnung äußern, dass sich die Quellenlage in Zukunft verbessern wird. Die These, dass Prunkgräber Indizien für die Lokalisierung von Herrschaftssitzen liefern könnten, weist Steuer zurück. Einzig die Schriftquellen lassen bisher aufscheinen, dass die Orte, mit nennenswerten Befestigungen und Architektur – freilich überwiegend aus Holz – ausgestattet, wirklich existierten. Die bekannten Prunkgräber spiegeln nach Steuer lokale Herrschaften, jedoch keine überragenden Herrscherpersönlichkeiten, lediglich in der Umgebung von Weimar bzw. Erfurt deuten einige Frauengräber an, dass dort, in der Nähe der Zentren des heutigen Thüringens, vielleicht mit Angehörigen des Königshauses zu rechnen ist. Die Zusammenstellung aller Quellen zu germanischen Königshöfen in Mittel- und Nordeuropa (S. 217–227) zeigt auf, dass hier noch Forschungsbedarf gegeben ist.

Der folgende Beitrag von Gerlinde Huber-Rebenich über die zeitgenössische Überlieferung zu Radegunde (S. 235–252) hätte eine Ergänzung erfahren sollen, wie Anm. 1 des Vorwortes verrät (S. VI). Vor allem der archäologische Teil der Thematik erfährt Ergänzungen aus dem Katalog „Radegunde“⁵. Die Überlieferung aus der Zeit der Radegunde (gest. 587) war in hohem Maß von ihr selbst gesteuert und ist in Hinsicht auf ihr heiligmäßiges Leben in Poitiers gestaltet.

5 H. Eidam, G. Noll (Hrsgg.): Radegunde. Ein Frauenschicksal zwischen Mord und Askese. Ausstellungskatalog Erfurt 2006.

Huber-Rebenich versucht hinter der gefärbten Überlieferung die Schichten zur historischen Person Radegunde herauszuarbeiten. Die Frage nach ihrer politischen Bedeutung als Angehörige der thüringischen Königsfamilie wird weiter unten nochmals aufgegriffen (S. 283–285).

Das Verhältnis zwischen Thüringern und Sachsen hat der Beitrag von Matthias Hardt zum Inhalt (S. 253–264). Erst ab 863 wird eine denkbare sächsische Beteiligung am fränkischen Thüringerkrieg in den Schriftquellen erwähnt. Insofern ist sie mit Vorsicht zu betrachten und jede versuchsweise Interpretation eines thüringisch-sächsischen Verhältnisses kann sich für das 6. Jh. nicht auf saubere Quellenanalyse stützen.

Zwei weitere Beiträge widmen sich den Beziehungen zu den Goten (Gerd Kampers, S. 265–278) und den Langobarden (Jörg Jarnut, S. 279–290), die vor allem auf familiären Verflechtungen beruhen. Diese Bindungen gelangten jedoch nicht zu wirksamer Machtpolitik, lediglich der familiäre Anteil, besonders stark bei den langobardischen Königen, kann von Seiten der Thüringer konstatiert werden.

Den nach der Niederlage von 531 nach Italien und Byzanz ausgewanderten Bedeutungsträgern, die in den historischen Quellen aufscheinen, widmet sich Wolfram Brandes (S. 291–327). Den Quellen, die im Wesentlichen Ereignisgeschichte beschreiben und Einzelschicksale beleuchten, ist bisher wenig Aufmerksamkeit zuteil geworden und sie erscheinen hier in wünschenswerter Klarheit gebündelt.

Ein ausführlicher Beitrag zu Thüringen als Herzogtum des Frankenreichs von Mathias Kälble bietet reiches Quellenmaterial an (S. 329–413). Nach Anmerkungen zur Ethnogenese der Thüringer aus historischer Sicht wendet sich Verf. der Entwicklung der übergreifenden Raumbezeichnung Thüringen und im Unterschied dazu den in der Region lebenden gentes zu. Erst in der Karolingerzeit werden beide Ebenen zur Deckung gebracht. Über das merowingerzeitliche Herzogtum und die tatsächlichen politischen Verhältnisse sind die Aussagemöglichkeiten vor dem 8. Jh. gering. Von Bedeutung sind dann die Berichte zu den Missionsbemühungen des Bonifatius ab 719. Bisher fehlen weitgehend archäologische Bestätigungen zu einem vorbonifatianischen Christentum. Über das Alter verschiedener Kirchen, die aufgrund der Patrozinien möglicherweise in die Zeit des Herzogtums verwiesen werden könnten, kann aufgrund fehlender Grabungen nur gerätselt werden (S. 366–368). Abschließend erörtert Kälble die Institutionalisierung des thüringischen Dukats im Karolingerreich.

Die Entstehung des thüringischen Rechts, das unter den germanischen Volksrechten neben anderem die Besonderheit eines Standes oberhalb der Freien – der *adalingi* – kennt, behandelt Heike Grahn-Hoek (S. 415–456). Zahlreiche Kontaktpunkte zu den übrigen Rechtssammlungen werden deutlich.

Abschließend hat der Beitrag von Thomas Scharff die mittelalterliche Rezeptionsgeschichte der thüringischen Niederlage von 531 zum Inhalt (S. 457–

474). Zu Recht betont Verf. die stark eingeschränkten Aussagemöglichkeiten zu Niederlagen in Schlachten, da die Überlieferung – sieht man einmal von der Schlacht im Teutoburger Wald ab – in der Regel von der anderen Seite bestimmt wird.

Der Band schließt mit einem Orts- und Namensregister. Zu loben ist das schnelle Erscheinen der Tagungsbeiträge. Intern fehlt dem Buch oft die Vernetzung mit Hinweisen auf gleiche Inhalte in anderen Beiträgen, die redaktionell leicht hätten eingebracht werden können und gerade wegen der divergenten Herangehensweisen durch die einzelnen Wissenschaften wichtig gewesen wäre. Das Werk füllt ein Desiderat, was die längst ausstehende Überblicksdarstellung der Problematik der frühen Thüringer im Bild der unterschiedlichen Wissenschaftsgattungen angeht. In Hinsicht auf einzelne Fragestellungen, wie etwa der Christianisierung und christlichen Institutionalisierung, und neue Ansätze wird der behandelte Themenkreis gerade zurzeit bereits erweitert, als Diskussionsgrundlage stellt das Buch aber eine solide Plattform für die Thüringerforschung der nächsten Jahre dar.

Sebastian Ristow, Köln
sristow@uni-koeln.de

[Inhalt Plekos 12,2010 HTML](#) [Startseite Plekos](#)

Mischa Meier: Anastasios I. Die Entstehung des Byzantinischen Reiches. Stuttgart: Klett-Cotta 2009. 443 S., 19 Abb., 8 Karten. EUR 27.90. ISBN 978-3-608-94377-1.

Mischa Meiers Buch über Kaiser Anastasios I. (491–518) mag auf den ersten Blick als eine Biographie erscheinen, ist aber in Wirklichkeit eine Monographie mit ganz grundsätzlicher Fragestellung. Den entscheidenden Hinweis hierzu liefert der Untertitel. An dem durch die Regierungszeit des Anastasios markierten Zeitraum der Wende vom fünften zum sechsten Jahrhundert geht Meier den Veränderungen des spätrömischen Imperiums nach, die es zum eigentlich „Byzantinischen“ Reich qualifizieren: Hinsichtlich der Ausrichtung und des Denkens seiner Führungsschicht verabschiedete sich dieses Reich nach und nach von einer Politik, die von der Vorstellung eines die gesamte Mittelmeerwelt umspannenden *Imperium Romanum* getragen war, und stellte mehr und mehr die eigenen, im engeren Sinne oströmischen Interessen in den Mittelpunkt. Auch dies war ein Prozeß, der einen geraumen Zeitabschnitt in Anspruch nahm und erst nach Justinians Regierungszeit (527–565) einen Abschluß fand. Gerade Justinian bildet wegen seiner Rückeroberungen im Westen und weiterer Reformen seit jeher einen Interessen- und Forschungsschwerpunkt¹ und gilt daher als Kaiser, dem entscheidende Weichenstellungen in Richtung auf das allmählich anbrechende byzantinische Mittelalter zu verdanken sind, das man allgemein mit Herakleios (610–641) und seinen Reformen beginnen läßt. Darüber vergißt man Anastasios gern, denjenigen Kaiser, unter dem dieser Veränderungsprozeß seinen Anfang nahm. Er wird trotz respektabler 27 Regierungsjahre häufig als „Übergangskaiser“ marginalisiert, zumal da er erst in fortgeschrittenem Alter den Thron bestieg. Dieses Herrscherbild will Meier korrigieren und zugleich auf die zukunftssträchtige Neuausrichtung einer Reichspolitik verweisen, die Anastasios und seiner Zeit zu verdanken ist.

Meiers Zugriff zu diesem Thema ist von sorgfältigen und überzeugenden methodischen Überlegungen bestimmt, die bei passenden Gelegenheiten in die Darstellung integriert sind, die getroffenen Bewertungen untermauern, immer wieder den Blick auf eine neue Sicht der Dinge lenken und damit zugleich die angesprochenen Themen unter einheitlicher Fragestellung erfassen. Dies ist nicht nur aus den oben skizzierten Gründen vonnöten, sondern ergibt sich auch aus der Absicht, mit diesem Buch sowohl den interessierten Laien anzusprechen als auch dem Fachwissenschaftler ein Arbeitsmittel zum (Ost-)Römischen Reich der Jahre um 500 zur Verfügung zu stellen. Beide Zielgruppen dürften mit dem Ergebnis zufrieden sein: Der interessierte Leser bekommt eine kurzweilige, flüssig formulierte und den Gegenstand nach allen Seiten durchleuchtende

1 Nicht zuletzt des Verfassers dieses Werkes über Anastasios; vgl. Mischa Meier: Das andere Zeitalter Justinians. Kontingenzerfahrung und Kontingenzbewältigung im 6. Jahrhundert n. Chr. 2. Aufl. Göttingen 2004 (Hypomnemata 147).

und erklärende Darstellung geboten, der Fachwissenschaftler ein Hilfsmittel, das das Thema und seine Facetten nicht zuletzt aufgrund der eigenen Forschungen des Verfassers auf neuestem Stand präsentiert und dabei zahlreiche neue Ergebnisse mit Auswirkungen auf eine neue Sichtweise und neue Bewertung der Regierungszeit des Anastasios vermittelt. Die neue Akzentuierung der Jahre des Anastasios verhilft diesem Kaiser, der lange Zeit im Schatten des als ungleich bedeutender geltenden Justinian gestanden hat, zu größerer Aufmerksamkeit und mehr Gewicht. Damit rückt Meier die Schwerpunkte der frühbyzantinischen Epoche zugunsten des Anastasios zurecht und muß dafür auch die Beweislast tragen. Das gelingt ihm mit dieser Darstellung recht überzeugend.

Nach einem einleitenden Kapitel, das die erwähnten Probleme anreißt und zugleich das Interesse an einem zumindest im deutschen Sprachraum vernachlässigten Herrscher² weckt, entwirft das zweite, zum Thema hinführende Kapitel „Ringens um Stabilität: Das Römische Reich im 5. Jahrhundert n. Chr.“ ein Panorama der römischen Welt zur Klärung der Voraussetzungen, in die die Herrschaftszeit des Anastasios eingebettet war. Hier geht es zunächst um die Kaiserstadt Konstantinopel, ihre Topographie und Bedeutung als Zentrum des römischen Ostens, politisch wie religiös, die besondere Verbindung, die Christentum und Kaisertum miteinander eingingen, und die Art und Weise, wie der Kontakt zwischen Kaiser und Untertanen funktionierte. Sodann weitet Meier den Blick auf das gesamte Römische Reich. Der Verlust des Westens an die Völkerwanderungsverbände und das Ende des weströmischen Kaisertums 476 wirkte sich in der Regierungszeit Leons I. (457–474) und Zenons (474–491) auch auf das Kaisertum des Ostens destabilisierend aus: Meier entwickelt die These, „dass sich bei Zeitgenossen allmählich die Erkenntnis durchsetzte, dass Kaiserherrschaft als solche prinzipiell disponibel war“ (S. 33), bis Anastasios das Kaisertum wieder zu stabilisieren vermochte. Ein wichtiger Gesichtspunkt ist das Verhältnis von Politik und Religion im spätrömischen Reich, das Meier in den Grundzügen mit wenigen Strichen gekonnt entwickelt: die Bedeutung des trinitarischen und des christologischen Streites, den Stellenwert des Henotikon in der Auseinandersetzung um den Miaphysitismus sowie das Akakianische Schisma.

Damit sind die Voraussetzungen für das Verständnis der Regierungszeit des Anastasios geschaffen, die Meier nun in sechs Kapiteln ausführt. Dabei stellt er bestimmte Zeitabschnitte der Herrschaft dieses Kaisers jeweils unter ein besonderes Thema, was gelegentliche Querverweise, Rück- und Vorausbezüge nötig macht, um die sachlichen Zusammenhänge zwischen diesen Themen zu verdeutlichen, die die chronologische Ordnung zuweilen durchbrechen.

2 Die letzte Meiers Darstellung vorausgehende Behandlung des Anastasios stammt von Fiona K. Haarer: *Anastasius I. Politics and Empire in the Late Roman World*. Cambridge 2006 (Arca 46).

Die erste Herrschaftsphase steht unter der Überschrift „Der ungeliebte Kaiser (491 – 498)“. Schon im Zusammenhang mit Herkunft und Karriere des Anastasios sowie seiner Erhebung zum Kaiser geht Meier auf die mit den Quellen verbundenen Deutungsprobleme der Überlieferung zu Anastasios ein und gibt Hinweise auf die angemessene Erschließung dieses Materials, dem über die Faktizität des Berichteten allein nicht hinreichend beizukommen ist. Dies liegt zum Beispiel an den für bestimmte Entscheidungssituationen des Kaisers in Quellen wie der Weltchronik des Johannes Malalas mitgelieferten Endzeitkonnotationen; besonderer Sorgfalt in der Interpretation bedürfen auch die Nachrichten zu seinen angeblichen häretischen Neigungen und seiner Habgier. Allein wie Anastasios zum Kaiser wurde, gestaltet Meier zu einer spannenden Erzählung, in die wichtige methodische Hinweise einfließen: Die maßgebliche Beteiligung des Patriarchen von Konstantinopel an der Krönungszeremonie begünstigte eine zunehmende Sakralisierung, die den Kaiser mit der sichtbaren Einbeziehung der transzendenten Ebene von den Akzeptanzfaktoren Heer und Volk unabhängiger machte und so seine Position ebenso wie die in den Jahren zuvor in die Krise geratene Institution des Kaisertums festigte. Als eine Leitlinie zum Verständnis der Quellentexte formuliert Meier, die in ihnen enthaltenen zahlreichen Widersprüche sollten nicht der Minderung des Quellenwertes zugerechnet werden, sondern das Verständnis der Texte und ihre Intentionen zu erschließen helfen (vgl. S. 73). Er liest sie gegen den Strich und formuliert auf diese Weise manchmal überraschende, doch stets plausible Einsichten.

Im folgenden geht es um die machtpolitische Absicherung des Kaisers durch seinen Bürgerkrieg gegen die Isaurier, den Anastasios auch propagandistisch entsprechend auszunutzen wußte, sodann um die Ablösung des konstantinopolitanischen Patriarchen Euphemios durch Makedonios wegen unüberbrückbarer religiöser Differenzen, die sich am Grad der Flexibilität des Umgangs mit dem Henotikon erwiesen, das Anastasios aus politischen Gründen, anders als Euphemios, als reichsweit gültiges, durch die christologischen Beschlüsse des Konzils von Chalkedon gedecktes Dokument ansah und das damit zugleich seiner Ansicht nach dem religiösen Frieden im Osten zu dienen vermochte. Meier klärt an diesem Beispiel – und erläutert später auch an anderen Zusammenhängen –, daß es Anastasios nunmehr vor allem auf die Einheit des Ostens ankam und Interessen des Westens sowie an dessen Territorium in seinen Augen demgegenüber zurückzustehen hatten. Er beurteilt dieses Denken angesichts der Lage des Gesamtreichs als „umsichtigen und konsequenten Schritt“ (S. 86), der sich aus der Notwendigkeit ergab, in seinem eigentlichen Herrschaftsbereich, dem römischen Osten, die herrscherliche Legitimität zu wahren.

Zudem wirft Meier einen Blick auf das rechtliche und politische Verhältnis zwischen Ostrom und dem Ostgotenreich Theoderichs des Großen in Italien. Dabei geht er von einem Auftrag des Kaisers an den Ostgotenkönig hinsicht-

lich Italiens aus³ und erläutert unter anderem an den theologischen Differenzen zwischen Rom und Konstantinopel den komfortablen machtpolitischen Spielraum Theoderichs, nicht ohne die Bedeutung des Akakianischen Schismas für die Auseinanderentwicklung des römischen Westens und Ostens mit ihren Auswirkungen für die je eigene Identitätsbildung darzulegen. Zugleich beleuchtet er die dem Verständnis dieser Tendenzen dienenden, den Anspruch auf den Primat Roms unterstreichenden polarisierenden Positionen des Papstes Gelasius I. (492–496), differenziert zugleich aber die sogenannte Zweigewaltenlehre durch eine luzide Interpretation der Unterscheidung zwischen priesterlicher *auctoritas* und herrscherlicher *potestas* nicht im Sinne einer Differenzierung zwischen Staat und Kirche als vielmehr zur Bezeichnung der „Bezugsgrößen für das Wirken besonders prominenter Akteure innerhalb eines ekklesiologisch konzipierten Gesamtzusammenhangs“ (S. 112), in dessen Rahmen der Kaiser der *sedes apostolica* untergeordnet werde. Zu motivieren weiß Meier die Position des Gelasius mit dem Zerfall weltlicher Hierarchien vor allem im Westen, was der Kirche als intakter Instanz zunehmendes Selbstbewußtsein verlieh. Infolgedessen kam es mehr und mehr zu Verständigungsproblemen zwischen West und Ost.

Mit diesem Kapitel ist der Bezugsrahmen dargelegt, in den sich die Politik des Anastasios einfügte. Der nächste Abschnitt thematisiert „Reformen im Innern, Absicherung nach außen: Die Konsolidierung des Oströmischen Reiches (498 – 512)“ nach den turbulenten Anfangsjahren des Anastasios. Meier geht auf die für eine Konsolidierung der Finanzlage des Ostreiches sorgenden ökonomischen Reformen ein und beleuchtet am Beispiel des „Finanzgenies“ (S. 134) Marinos des Syrrers die wohlüberlegte Personalpolitik des Kaisers, deutet aber auch bereits das Konfliktpotential innerhalb der Führungsschicht des Reiches an, das später in unterschiedlichen politischen Zusammenhängen aufbrach. Nach der Vorstellung der Bulgaren als neuer Gegner Ostroms im unteren Donaauraum und des Baus der Langen Mauer im Vorfeld Konstantinopels zeichnet Meier unter besonderer Berücksichtigung des Wirkens der Zirkusgruppen ein lebendiges Bild von der labilen Situation in der Hauptstadt, die infolge religiöser Streitigkeiten und wirtschaftlicher Probleme rasch eskalieren konnte. Gegen die alleinige Verantwortung des Kaisers nimmt Meier Anastasios in Schutz; er sieht keinen Zusammenhang zwischen seiner durchaus problembewußten, doch konsequenten Politik der Durchsetzung seiner Ziele und einer Zunahme der Aufstände unter seiner Herrschaft. Zuschreibungen dieser Art, so erklärt Meier, könnten wiederum der Quellenlage und damit einem eher nega-

3 Vgl. Anon. Vales. 49; anders jetzt Andreas Goltz: *Barbar – König – Tyrann. Das Bild Theoderichs des Großen in der Überlieferung des 5. bis 9. Jahrhunderts*. Berlin/New York 2008 (Millennium-Studien 12), S. 486–493; zu diesem Buch die Rezensionen von Joachim Gruber, *Plekos* 11, 2009, S. 89–93 und Ulrich Lambrecht, *H-Soz-u-Kult*, 11. 5. 2009 = *Historische Literatur* 7, 2009, H. 2, S. 64–66.

tiv eingefärbten Anastasios-Bild geschuldet sein, wenn man in diesen Unruhen nicht – personenunabhängig – die „Manifestation einer umfassenderen politischen ‚Krise‘“⁴ sehen will.

Aus dem Zusammenhang dieses Kapitels sind drei Themen ausgegliedert, die in eigenen Abschnitten genauer behandelt werden: Der Außenpolitik dem Osten gegenüber gilt das Kapitel „Die Bewährungsprobe: Krieg gegen die Perser (502–506)“. Auch dieses Thema geht Meier sehr grundsätzlich an, erläutert die Frontstellung von Römern und Persern in der Spätantike bis Anfang des fünften Jahrhunderts ebenso wie er die Quellen und deren spezifische Intentionen vorstellt. Er bespricht anschaulich die Belagerung von Amida durch die Perser und den Fall dieser Stadt, übt aber zugleich in der Aufdeckung von Quellenintentionen notwendige Quellenkritik, um auf die diversen Interpretationsaspekte hinzuweisen. Die anschließenden römischen Gegenoffensiven bilden das Tableau, um einen ersten „Einblick in die Bruchlinien innerhalb der oströmischen Hocharistokratie“ (S. 202) zu bieten, als deren Repräsentanten die Generäle Hypatios, Patrikios, Areobindos und Keler mit ihren militärischen Leistungen und Grenzen, ihrem Mit- und Gegeneinander im Krieg, ihrer Herkunft, Kaisernähe und sonstigen gesellschaftlichen Stellung vorgestellt werden: So bespricht Meier ihr Agieren im Krieg und weist auf ihre zukünftigen Rollen hin. Zugleich baut er sogar mit prosopographischem Material einen Spannungsbogen auf und bezieht die verschiedenen Teile seiner Darstellung aufeinander, wodurch sich trotz unterschiedlichster Schauplätze über das Gesamtwerk ein geschlossenes Panorama unter einheitlicher Fragestellung ergibt.

Das Kapitel „Ein Blick nach Westen (504 – 514)“ greift sogar bis in die Endphase der Herrschaft des Anastasios aus und stellt so eine innere Verbindung zum Schlußteil her. Gegenstände sind der Übergriff Theoderichs auf den Ostteil des Reiches, die Expansionspolitik der Franken und die diplomatischen Maßnahmen Ostroms zur Isolierung der Ostgoten. Die Haltung Theoderichs zum innerrömischen Laurentianischen Schisma (498–514) mit der Intervention des Königs zugunsten des gegenüber Konstantinopel nicht kompromißbereiten Papstes Symmachus im Jahre 506 interpretiert Meier nicht nur vor dem Hintergrund der seit 504/05 zunehmenden ostgotisch-ostromischen Spannungen wegen Illyrien, sondern auch – und das ist neu – als Reaktion des Ostgoten auf die bereits 506 erkennbare miaphysitische Wende in der Religions- und Kirchenpolitik des Kaisers Anastasios: Hierin sieht er folgenreiche Maßnahmen mit negativen Auswirkungen auf die Gesprächsbereitschaft zwischen Ost und West.

Damit ist das Kapitel vorbereitet, das sich nun der östlichen Religionspolitik zuwendet: „Die Eskalation der religiösen Konflikte (506 – 512)“. Die religiösen Haltungen der beteiligten Lager verhärteten sich nach der Absetzung

4 So Meier S. 173 in Anlehnung an John H. W. G. Liebeschuetz: *The Decline and Fall of the Roman City*. Oxford 2001, S. 254; 257.

des Euphemios, so daß die Ausgleichsversuche des Kaisers letztlich scheiterten und dieser, um die Reichseinheit des Ostens (Ägypten, Syrien) zu wahren, den Miaphysiten entgegenkam. Im Zusammenhang mit dem besonders von dem miaphysitischen Geistlichen Severos, dem späteren Patriarchen von Antiochia, geförderten Streit um die Ergänzung des Trisagion durch den theopaschitischen Zusatz, die *Staurotheis*-Formel, wurde der chaledontreue Patriarch Makedonios von Konstantinopel demontiert und abgesetzt. Mit seinem in diesem Zusammenhang geäußerten Abdankungsangebot riskierte Anastasios viel, doch durch dessen Ablehnung im Kreise der Teilnehmer am *silentium* des 27. Juli 511 gewann der Kaiser die erwünschte Handlungsfreiheit, so daß er im November die Ergänzung des Trisagion offiziell verkünden ließ, was den großen Aufstand zum Ausbruch brachte. Genaue Quellenkenntnis und eine Interpretation der Überlieferungsstränge, die die verschiedenen, durchaus nicht allein religionspolitisch motivierten Beweggründe zum Aufstand berücksichtigen, befähigen Meier, die unterschiedlichen Fäden zusammenzuführen, die dem Aufstand besondere Brisanz verliehen: der Versuch, Areobindos zum Kaiser auszurufen, die Usurpation des Chalkedon-Anhängers Vitalian, die Einäscherung der Häuser von Vertrauenspersonen des Kaisers, die Spaltung der Oberschicht in ihrem Verhältnis zu Anastasios. In dem *Staurotheis*-Aufstand flossen somit religiöse und politische Aspekte zusammen; er „konfrontiert ... Teile der oströmischen hauptstädtischen Eliten miteinander, und Anastasios scheint sich die dort vorhandenen Bruchlinien gezielt zur Sicherung der eigenen Stellung zunutze gemacht zu haben“ (S. 285). Unter Einkalkulierung eines erheblichen Risikos bot er im Hippodrom einer erregten Masse den Rücktritt an, erfuhr Akzeptanz und gewann abermals seine Handlungsfreiheit zurück, die er kompromißlos für Säuberungen einsetzte, um klare Verhältnisse zu schaffen. Meier zeichnet Anastasios als entscheidungsfreudigen Herrscher mit politischer Durchsetzungskraft auch in schwierigen Fragen, dem es gelingt, dem Oströmischen Reich eine Überlebensgrundlage zu verschaffen, ohne auf Aspekte eines Selbstverständnisses angewiesen zu sein, das auf Verbindungen mit dem Westen Rücksicht nimmt oder gar wesentlich aus dem Westen gespeist wird.

Die Zielgerichtetheit, die Kompromißlosigkeit, bei Bedarf das Augenmaß, mit dem Anastasios eine Politik der Konsolidierung in unruhiger Zeit betrieb, bestimmt nicht mehr so sehr den Eindruck der letzten Regierungsjahre. Im Kapitel „Die letzten Jahre (512 – 518)“ geht es um die Neujustierung der Kirchenpolitik, wie sie in der Ernennung des Severos zum Patriarchen von Antiochia und des farblosen Timotheos zum Patriarchen von Konstantinopel zum Ausdruck kommt, den Bürgerkrieg gegen den Usurpator Vitalian, die Geschichte des nie eröffneten Konzils von Herakleia, die noch einmal die Sprachlosigkeit zwischen West und Ost dokumentiert, schließlich den endgültigen Bruch mit Rom im Jahre 517 und den Tod des Anastasios im Alter von ungefähr 90 Jahren im Jahr darauf. Hier knüpft Meier noch einmal an die endzeitlichen Konnota-

tionen an, von denen die Herrschaft dieses Kaisers begleitet war, und rundet damit eines der allgemeinen Themen ab, die das Buch durchziehen und ihm die Geschlossenheit verleihen, die eine rein ereignisgeschichtliche Darstellung gerade angesichts lückenhafter Überlieferung nie hätte erreichen können.

Meiers Anastasios-Darstellung ist ein Buch, zu dem der historisch interessierte Leser ebenso gerne greift wie der Orientierung suchende Fachwissenschaftler. Meier befreit diesen Kaiser mit überzeugenden, aus neuesten, darunter nicht zuletzt eigenen Forschungen gewonnenen Argumenten vom Stigma des „Übergangskaisers“, dessen Profil einzig aus seiner miaphysitischen Orientierung bestehe. Die Rücksichtnahme des Anastasios auf die Miaphysiten weiß er ebenso sicher in die konsequente Konsolidierungspolitik im Interesse einer neuen Stabilität für das Oströmische Reich einzuordnen wie die Außenpolitik des Kaisers gegenüber Persern, Bulgaren und Ostgoten, die Wirtschafts- und Finanzpolitik, die Auswahl und Behandlung des geistlichen und weltlichen Führungspersonals im eigenen Machtbereich sowie die Steuerung und Eindämmung der Volksmassen. Aufgrund einer solchen, unter schwierigen Bedingungen im Prinzip erfolgreich umgesetzten eigenständigen Reichskonzeption komme der langen Regierungszeit dieses Herrschers durchaus ein respektables Eigengewicht zu, das ihr in der Forschung lange Zeit verweigert worden sei. Meier versteht es darüber hinaus, in seiner Darstellung mittels allgemeiner inhaltlicher und methodischer Überlegungen trotz problematischer Quellenlage die verschiedenen Handlungsfäden immer wieder aufeinander zu beziehen, so daß jedem Leser die Zusammenhänge klar werden und ein Zeitbild des Oströmischen Reiches der Jahre um 500 entsteht, das bei allen innerlichen Brüchen wie aus einem Guß wirkt. Dieser Eindruck ergibt sich nicht nur aus der fachwissenschaftlichen Komponente, die Argumente für das Eigengewicht dieser Jahrzehnte zu sammeln und aufzubereiten, sondern auch aus dem Erzähltalent des Verfassers.

Ulrich Lambrecht, Koblenz
lambre@uni-koblenz.de

Das Königreich der Vandalen. Erben des Imperiums in Nordafrika. Hrsg. v. Badischen Landesmuseum Karlsruhe. Mainz: von Zabern 2009. 448 S., 597 Farb-Abb., 100 Schwarzweiß-Abb. EUR 44.90. ISBN 978-3-8053-4083-0.

Die Vandalenforschung ist, wie die Völkerwanderungsforschung allgemein, in den letzten Jahren erheblich intensiviert worden, was sich in entsprechenden Publikationen spürbar niederschlägt.¹ Das hieraus gewonnene Vandalenbild hat wenig mit den Urteilen und Vorurteilen zu tun, wie sie in der Öffentlichkeit noch immer gerne mit den Vandalen verbunden werden. Um einem interessierten Publikum neue Erkenntnisse nahezubringen, ist das in Zusammenarbeit mit dem Institut National du Patrimoine de Tunisie verwirklichte umfassende Ausstellungsprojekt von 2009 zum nordafrikanischen Königreich der Vandalen im Badischen Landesmuseum Karlsruhe sehr geeignet, zumal da der Ausstellungskatalog in Text und Bild ausführliche Informationen zu allen einschlägigen Aspekten des Themas aufbereitet.

In einer Kombination aus chronologischer und thematischer Ordnung stellt dieser Katalog nach einführenden und grundsätzlichen Beiträgen zunächst das Römische Reich der Spätantike vor. Danach geht es um die Vandalen als Erben der Römer in Nordafrika, ihre Wanderzüge vom östlichen Mitteleuropa bis in die römische Provinz südlich des Mittelmeers und die Geschichte des afrikanischen Vandalenreichs von 429/435/442 bis 533/34 samt einer ganzen Reihe von Sachkapiteln zu wirtschaftlichen und kunsthandwerklichen Themen, deren Auswahl durch archäologische Befunde mitbestimmt ist, schließlich um die religiösen Auseinandersetzungen zwischen Katholiken und „Arianern“ in Nordafrika. Die Behandlung von Aspekten der Vandalenrezeption schließt den Ausstellungskatalog ab. Aufsatz- und Katalogteil sind nicht voneinander getrennt; vielmehr folgen auf einen Beitrag zu einem bestimmten Thema unmittelbar die Zusammenstellungen der inhaltlich dazugehörigen Exponate mit Abbildungen und Beschreibungen. In die Aufsätze sind Kurzbeiträge meist anderer Verfasser zu Spezialthemen inseriert, die gewisse, in den Aufsätzen angesprochene Gesichtspunkte vertiefen, zum Beispiel zu archäologischen Fundkomplexen. Dadurch wird außer durch das reichhaltige Abbildungsmaterial auch inhaltlich eine gewisse Abwechslung erreicht, die sich an Lesegewohnheiten eines breiteren Publikums zu orientieren scheint. Das tut der Qualität des Katalogs insgesamt aber keinen Abbruch, zu dessen Mitarbeitern eine ganze Anzahl bekannter Spezialisten für die Vandalen und die Spätantike gehört.

1 Vgl. zuletzt Guido M. Berndt und Roland Steinacher (Hrsg.): Das Reich der Vandalen und seine (Vor-)Geschichten. Wien 2008 (Österreichische Akademie der Wissenschaften. Phil.-hist. Kl. Denkschriften 366 = Forschungen zur Geschichte des Mittelalters 13); dazu die Rezension von Ulrich Lambrecht, H-Soz-u-Kult, 2. 2. 2009 = Historische Literatur 7, 2009, H. 1, S. 7–10.

Der Wiener Ethnogenese-Forscher Herwig Wolfram führt in die politische Umgestaltung der römischen Welt durch die auf römischem Boden sich niederlassenden Völkerwanderungsverbände ein, ihre inneren und äußeren Rechtsverhältnisse und die positiven und negativen Folgen für diese Ethnien und für das Römische Reich. Ergänzt wird diese Einführung mit einem knappen Überblick über die Vandalen-Forschung durch den Archäologen Philipp von Rummel.

Der erste, zum eigentlichen Thema hinführende Teil ist dem Römischen Reich der Spätantike gewidmet und stellt die Voraussetzungen vor, die die Vandalen bei ihrer Niederlassung und Reichsgründung in Afrika hier und im Mittelmeerraum allgemein vorfanden. Dazu gehört ein Überblick über Verfassung und Zustand des *Imperium Romanum* seit dem dritten Jahrhundert, seine Stabilisierung durch das Mehrkaisersystem und die Christianisierung im vierten sowie den Niedergang besonders des Westreichs im fünften Jahrhundert (Wolfgang Kuhoff), ferner ein Einblick in die Situation der Provinz Africa am Vorabend der Eroberung durch die Vandalen (Yann Le Bohec). Ein besonderes Kapitel gilt der ereignisgeschichtlichen Entwicklung im Westen (Susanne Erbelding) und im Osten des Römischen Reichs (Katarina Horst) in der Zeit ab der Reichsteilung nach dem Tode des Theodosius im Jahre 395.²

In dem zweiten, umfangreichsten Teil stehen die Vandalen als Erben des Römischen Reiches in Nordafrika im Mittelpunkt. Dem zentralen Thema vorgeschaltet sind einige Kapitel zum Verständnis und zur Einordnung von Phänomenen der Völkerwanderung sowie zur Vorgeschichte des vandalischen Überseeunternehmens: Michel Kazanski informiert über Grundfragen der Völkerwanderung (Reiternomaden, die Kontakte mit den Römern und dadurch bedingten Wandel) und Magdalena Maćczyńska über die Siedlungsgebiete der Vandalen hauptsächlich im schlesischen Raum und ihren Zusammenhang mit der Przeworsk-Kultur, deren Signifikanz für den archäologischen Nachweis einer spezifisch vandalischen Siedlungsregion freilich mehr und mehr umstritten ist. Es folgt ein Überblick über den Zeitraum von 406 bis 429 zu den Vandalen in Gallien und auf der Iberischen Halbinsel (Roland Prien), dann ein vergleichsweise ausführlicher Beitrag zu den Westgoten vom vierten Jahrhundert im un-

2 Das Kapitel über den Osten mit teilweise fragwürdigen Aussagen und Bewertungen: S. 97 Herausstellung als Verdienst Justinians, daß „so etwas wie eine mehr als dreißigjährige Friedenszeit von 533 bis 565 erschaffen wurde“; S. 99 Verwechslung Maximians mit dessen Sohn Maxentius; ebd. über Mailand als Machtzentrale von 293–402: „Mailands neu gewonnene Bedeutung hielt keine zehn Jahre“; S. 101: „Kaiser Konstantin gründete Anfang des 4. Jahrhunderts am Bosphorus eine neue Reichshauptstadt“. – Umstrittene Einschätzungen zu Rom und Konstantinopel finden sich auch S. 94 in Claus Hattlers Kurzbeitrag über das Schicksal der Stadt Rom im fünften Jahrhundert.

teren Donaauraum bis zur arabischen Eroberung Spaniens im Jahre 711 (Barbara Sasse), sinnvoll und wichtig natürlich als Vergleich mit den vandalischen Wanderungen bis zur Reichsgründung in Nordafrika. Informativ ist der Beitrag von Javier Arce über die Vandalen in Hispanien gewiß, andererseits nicht ganz einsichtig, warum sich die Aufsätze von Roland Prien und dem spanischen Vandalen-Spezialisten inhaltlich teilweise überschneiden.

Die nächste Gruppe von Aufsätzen ist historischen und allgemeinen Fragen des Vandalenreichs in Nordafrika gewidmet. Der Mediävist Guido M. Berndt informiert über den Zug der Vandalen nach Afrika und die Etablierung ihres Reiches unter König Geiserich. Er erläutert unter anderem die *sortes Vandalarum* und sieht hinter der von Geiserich unterdrückten Rebellion unzufriedene Alanen wirken, was wohl zu der Erweiterung der Königstitulatur (*rex Vandalarum et Alanorum*) und generell zu vermehrten Integrationsbemühungen auch gegenüber Provinzialrömern und Berbern geführt habe. Eine kurze Geschichte des Vandalenreichs unter besonderer Berücksichtigung der Königsdynastie³ stellt der Althistoriker Helmut Castritius vor, ergänzende Aspekte hinsichtlich der Wahrnehmung der Vandalenherrschaft von außen – etwa durch das Römische Reich, die nichtarianischen Christen und provinzialrömische Landbesitzer – liefert ein Beitrag von Frank M. Clover.

Philipp von Rummels Überblick zum „Leben im Vandalenstaat. Kontinuität und Wandel“ behandelt die Rezeption römischer Kulturleistungen durch die neuen Herren und leitet so zu einer Reihe archäologischer Beiträge über, die sich den wirtschaftlichen Verhältnissen im Vandalenreich (Andrew H. Merrills), der Keramikherstellung (Aletta Seiffert) und der Mosaikkunst, hauptsächlich Grabmosaiken (Taher Ghali), widmen. Dieses Thema bildet den Übergang zur Behandlung der archäologischen Zeugnisse einer christlichen Lebenswelt, die Rainer Warland am nordafrikanischen Kirchenbau, an Taufbecken, Sarkophagen und Grabmosaiken exemplarisch bespricht. Historische Hintergrundinformationen zum Streit zwischen Arianismus und Katholizismus im Vandalenreich liefert Yves Modéran. Wenngleich mehr in die vorvandalische Zeit gehörend, ist ein Beitrag über den nordafrikanischen Kirchenlehrer Augustinus unverzichtbar, den der Kirchenhistoriker Hanns Christof Brennecke übernommen hat. Es folgen zwei weitere archäologische Aufsätze über die Sakralarchitektur (Fathi Béjaoui) und das Bestattungswesen im vandalischen Afrika (Christoph Eger).

Am Ende des Themenblocks über das Vandalenreich in Afrika stehen zwei Beiträge von Helmut Castritius über die Zeit nach König Geiserich und von Mourad Rammah zur Islamisierung des byzantinischen Afrika ab Mitte des 7. Jahrhunderts. Castritius behandelt die sich verschlechternden Strukturbedingungen (Klima, Verlust der Kontrolle über die Anrainer im Westen und Süden, mittelmeerorientierte Politik der Vandalen), beurteilt aber den Konflikt in der

3 Die Stammtafel der Hasdingen (S. 199) enthält falsche Jahresangaben zu Hilderic und zu Gelimer.

vandalischen Führungsschicht und den religionspolitischen Kurswechsel König Hilderichs als ausschlaggebend für eine Entwicklung, die Kaiser Justinian nach dem Putsch Gelimers schließlich einen Anlaß zum militärischen Eingreifen bot, was den Untergang des Vandalenreichs und die Reintegration des Territoriums ins Römische Reich herbeiführte. Dabei ist allerdings umstritten, daß bereits hinter der Afrikaexpedition unter Leitung Belisars das kaiserliche „Konzept einer Wiederherstellung des Römerreichs in seiner Gänze“ (S. 375) gestanden habe. Rammah beleuchtet mit dem Schicksal der christlichen Gemeinden Afrikas bis zu ihrem Untergang im hohen Mittelalter die letzten unmittelbaren Folgen der ehemaligen Zugehörigkeit dieses Raumes zum Römischen Reich.

Der Schlußteil des Ausstellungskatalogs gilt Fragen der Vandalenrezeption: Der Mediävist Roland Steinacher untersucht das Vandalenbild im Mittelalter und in der Neuzeit, der Althistoriker Alexander Demandt geht dem Inhalt des Begriffes „Vandalismus“ im Sinne der Gewalt gegen Kultur nach, und Harald Siebenmorgen, der Direktor des Badischen Landesmuseums Karlsruhe, skizziert die Anfänge der frühchristlichen Archäologie in Tunesien gegen Ende des 19. Jahrhunderts, als hier das französische Protektorat eingerichtet wurde.

Der Ausstellungskatalog über das Königreich der Vandalen ist ein insgesamt abgerundeter, alle Aspekte des Themas einschließlich seiner Vor- und Nachgeschichte ansprechender Band, der seinen Lesern in Beiträgen und Katalog einen guten Ein- und Überblick zu den Vandalen bietet. Dabei arbeiten Wissenschaftler fast aller einschlägigen Fachrichtungen Hand in Hand: Beteiligt sind Althistoriker, Mediävisten, Theologen und vor allem Archäologen unterschiedlicher Ausrichtung (klassische, provinzialrömische, christliche sowie vor- und frühgeschichtliche Archäologie). Der Katalog basiert auf dem aktuellen Forschungsstand; dafür bürgt auch die große Anzahl renommierter Wissenschaftler, die Beiträge übernommen haben, darunter neun Forscher, die an der aktuelle wissenschaftliche Fragen der Vandalenforschung diskutierenden Wiener Tagung vom Januar 2005 und dem anschließend veröffentlichten Tagungsband beteiligt waren.⁴ Allerdings werden gegenwärtige Forschungsstreitigkeiten in diesem Ausstellungsband nicht ausgetragen. Das zeigt sich zum Beispiel an von Rummels Beitrag über „Fragen an die Vandalen. Zur Situation der Vandalenforschung“. In seiner Dissertation und in dem Wiener Tagungsband vertritt von Rummel sehr nachdrücklich die Ansicht, archäologisch lasse sich die genuin vandalische Identität kaum nachweisen, und grenzt seine Position damit deutlich von der traditionellen Einschätzung durch die Völkerwanderungsforschung allgemein und die Vandalenforschung im besonderen ab, der er in diesem Zusammenhang gravierende Fehl- und Zirkelschlüsse vorwirft.⁵ In dem

4 Vgl. Anm. 1.

5 Vgl. Philipp von Rummel: *Habitus barbarus. Kleidung und Repräsentation spätantiker Eliten im 4. und 5. Jahrhundert*. Berlin/New York 2007 (Ergänzungsbände zum Reallexikon der Germanischen Altertumskunde 55); ders.: *Where ha-*

Ausstellungskatalog äußert sich von Rummel im Vergleich dazu sehr zurückhaltend über diese Frage (vgl. S. 30), in den Beiträgen anderer Wissenschaftler wird sie nicht thematisiert. So dokumentiert der Ausstellungskatalog eher wissenschaftliche Harmonie als offene Diskrepanzen, für eine Leistungsbilanz der Vandalenforschung gegenüber einer breiteren Öffentlichkeit gewiß vertretbar und vielleicht auch erwünscht.

Ulrich Lambrecht, Koblenz
lambre@uni-koblenz.de

[Inhalt Plekos 12,2010 HTML](#) [Startseite Plekos](#)

ve all the Vandals gone? Migration, Ansiedlung und Identität der Vandalen im Spiegel archäologischer Quellen aus Nordafrika, in: Guido M. Berndt u. Roland Steinacher (Hrsg.), Das Reich der Vandalen (Anm. 1), S. 151–182.

Michael Zahrnt: Die Römer im Land Alexanders des Großen. Geschichte der Provinzen Macedonia und Epirus. Mainz am Rhein: Philipp von Zabern 2010. 136 S., 108 Abb. EUR 29.90. ISBN: 978-3-8053-4188-2.

Nachdem Makedonien unter den Argeaden und Antigoniden die Politik im östlichen Mittelmeerraum im 4. bis 2. Jh. v. Chr. maßgeblich mitbestimmt hatte, geriet es 168 v. Chr. unter römische Kontrolle. Die 148 eingerichtete Provinz war die erste und lange Zeit einzige Provinz Roms auf dem Balkan und von eminenter Bedeutung aufgrund der strategisch und wirtschaftlich wichtigen Verbindung der *Via Egnatia* von der Adria an die Ägäis. Michael Zahrnts ansprechend bebilderte Darstellung ist der politischen, sozialen und wirtschaftlichen Entwicklung der Provinzen *Macedonia* und *Epirus* von der Republik bis in die Spätantike gewidmet.¹

In der Einleitung erläutert Zahrnt die Quellensituation und gibt einen knappen Überblick über die Forschungsgeschichte (S. 6–13). Während die literarischen Quellen oft spärlich sind, geben zahlreiche epigraphische, numismatische und archäologische Zeugnisse Auskunft über die Gesellschaft und Wirtschaft, aber auch das religiöse Leben in der Provinz. Ausführlich wird auf die verschiedenen Inschrifteneditionen eingegangen.

In einem ersten Kapitel umreißt Zahrnt die Vorgeschichte der Errichtung der römischen Provinz (S. 14–25). Nach der Niederschlagung des Aufstands des Andriscos wird 148 v. Chr. schließlich die Provinz *Macedonia* geschaffen und eine neue Ära eingeführt. Die Provinz umfasste neben dem ehemaligen Königreich auch die südillyrischen Gebiete mit Apollonia und Epidamnos (Dyrrachium) an der Adriaküste, wobei es laut Zahrnt jedoch kaum zu engeren Verbindungen zwischen den Gebieten kam: „Vielmehr bildete Makedonien innerhalb des wechselnden Umfangs der Provinz *Macedonia* stets ein klar umrissenes Gebiet mit festen Grenzen und einer eindeutigen ethnischen und kulturellen Identität.“ (S. 25).

1 Eine eigentliche monographische Gesamtdarstellung der römischen Provinzen *Macedonia* und *Epirus* fehlte bisher. Zahrnt greift vor allem auf die Untersuchungen von Fanoula Papazoglou zurück: *Quelques aspects de l'histoire de la province de Macédoine*, ANRW II.7.1, 1979, S. 302–369; *Macedonia under the Romans*, übers. von P. Athanassiadi-Fowden, in: M. B. Sakellariou (Hrsg.), *Macedonia. 4000 Years of Greek History and Civilization*, Athen 1983 (Orig.: *Μακεδονία. 4000 χρόνια ελληνικής ιστορίας και πολιτισμού*, Athen 1982), S. 192–207; *Les villes de Macédoine à l'époque romaine* (Bulletin de correspondance hellénique. Suppl. 16), Athen 1988. Für Epirus ist auf den Katalog zur Ausstellung im Römer- und Pelizaeuseum Hildesheim von 1988 zu verweisen, der von Arne Eggebrecht mit einer Reihe von informativen Beiträgen herausgegeben wurde: *Albanien. Schätze aus dem Land der Skipetaren*, Mainz am Rhein 1988.

Ausführlich geht Zahrnt auf die Entwicklung der Provinz in der späten Republik ein (S. 26–49). Berechtigt ist seine quellenkritische Vorsicht bezüglich der Rede Ciceros gegen L. Calpurnius Piso, der die Provinz bis 55 v. Chr. verwaltet hatte. Der Text ist stark von den politischen Zielen seines Verfassers geprägt und stellt somit kein objektives Zeugnis zur Verwaltung der Provinz dar. Dennoch ist davon auszugehen, dass die Provinzialen unter den harten Regimes der Statthalter zu leiden hatten, auch wenn die Steuern nicht wie in anderen Provinzen an die *publicani* verpachtet wurden; die Städte behielten eine gewisse Selbstverwaltung und konnten daher die Abgaben selbst einziehen.

Die Provinz war vor allem bedeutsam aufgrund der *Via Egnatia*, die bald nach der Einrichtung der Provinz unter Rückgriff auf ältere Infrastruktur angelegt worden sein muss. Die ersten Statthalter Ende des 2. Jh. v. Chr. und Anfang des 1. Jh. v. Chr. hatten häufig mit einfallenden Stämmen zu kämpfen, wie epigraphische Zeugnisse zeigen. Auch in die Mithridatischen Kriege wurde Makedonien 87 und 86 v. Chr. hineingezogen. Zudem war die Region in der späten Republik mehrmals Schauplatz der römischen Bürgerkriegswirren.

Als Folge der Bürgerkriege kam es auch in Makedonien zur Gründung von Kolonien. Nach Zahrnt wurden diese oft in oder bei bereits bestehenden städtischen Zentren eingerichtet, möglicherweise um den demographischen Rückgang (eine Folge der Bürgerkriege) auszugleichen. Die Territorien der neu gegründeten Kolonien wurden wohl um die eingezogenen einstigen königlichen Domänen erweitert. Kaiserlicher Grundbesitz ist in der Provinz seltener belegt. Die prominenteste Neugründung war Nikopolis, das an Octavians Seesieg bei Actium erinnern sollte.

Im frühen Prinzipat wurde die Provinz *Achaia* von *Macedonia* abgetrennt. Beide wurden zumeist von einem prätorischen Proconsul geleitet. Der Sitz des Statthalters von Makedonien war Thessalonike. Die lange Friedenszeit der ersten zwei nachchristlichen Jahrhunderte manifestiert sich einerseits in einem reichhaltigen archäologischen und epigraphischen Befund, andererseits im Schweigen der an spektakulären Ereignissen interessierten literarischen Quellen.

Die Einfälle des 3. Jahrhunderts zogen auch Makedonien in Mitleidenschaft. Nach einem Kostobokeneinfall von 170, der Episode blieb, waren es vor allem Goten (254, 269), Heruler (267) und andere Gruppen, die die Provinz durchzogen und verheerten, allerdings die größeren Städte wie Thessalonike, die nunmehr befestigt wurden, nicht erobern konnten. Auch die inneren Kriege zwischen Thronprätendenten könnten Makedonien betroffen haben².

2 Zahrnt (S. 59) nimmt an, dass das makedonische Beroia der Ort der Entscheidungsschlacht zwischen Philippus Arabs und Decius 249 n. Chr. gewesen sei. Diese Lokalisierung ist lediglich bei Johannes von Antiochia (Frg. 148, FHG IV, S. 597 f.) überliefert. Seit R. Ziegler (Thessalonike in der Politik des Traianus Decius und der Tod des Philippus Arabs, in: M. Wissemann [Hrsg.], Roma

Nach einer chronologischen Übersicht über die Entwicklung der Provinz in den ersten drei nachchristlichen Jahrhunderten (S. 50–60) wendet sich Zahrnt dem Leben ihrer Bewohner zu (S. 61–79), um die epigraphischen und archäologischen Zeugnisse zu Verwaltung, Infrastruktur, Wirtschaft, Gesellschaft, Kultur und Religion vorzustellen.

Im Städtewesen bestanden, wie in anderen Provinzen, Städte unterschiedlichen rechtlichen Charakters nebeneinander: Neben den Kolonien (beispielsweise Dium, Philippi, Pella) finden sich Munizipien (Stobi) und *civitates liberae* (wie Amphipolis oder die Insel Thasos), die auch in Stammesverbänden (*κονιά*) organisiert sein konnten (so zum Beispiel die Eordaier, Lynkesten und Oresten). Eine makedonische Besonderheit, noch Erbe der Königszeit, waren die Politarchen, das höchste Amt in den peregrinen Städten. Die zahlreichen Gemeinwesen der Provinz waren gemeinsam im Koinon, dem Provinziallandtag zusammengeschlossen, der seinen Sitz in Beroia hatte und dessen Hauptfunktion der Kaiserkult war. Der Oberpriester trug zeitweise den Titel eines Makedoniarchen und war auch zuständig für die Veranstaltung von Spielen. Das Koinon, das über ein eigenes Münzrecht verfügte, vertrat zudem die Anliegen der Provinz gegenüber der römischen Obrigkeit und konnte sich, auch unter Umgehung des Statthalters, direkt an den Kaiser wenden.

Die Informationen zur Wirtschaft der Provinz sind, abgesehen vom Abbau und Export von Marmor aus Thasos, eher spärlich. Besser informiert sind wir aufgrund der epigraphischen Zeugnisse über die Gesellschaft: Vor allem die wohlhabende Schicht lässt sich durch ihre Stiftungen und Ehreninschriften gut fassen. Einzelnen gelang sogar der Aufstieg in den Senatorenstand. Äußerst aufschlussreich sind Zahrnts Ausführungen zum Sprachgebrauch in der Provinz, wie er sich in den Inschriften ablesen lässt, wobei zu Recht eingeräumt wird, dass Rückschlüsse von den epigraphischen Zeugnissen auf die gesprochene

renascens. Beiträge zur Spätantike und Rezeptionsgeschichte. Ilona Opelt von ihren Freunden und Schülern zum 9.7.1988 in Verehrung gewidmet, Frankfurt a. M. u. a. 1988, S. 385–414, besonders S. 397–400) wird dieses Beroia zum Teil mit dem makedonischen Beroia identifiziert, so beispielsweise jüngst auch von U. Huttner (Von Maximinus Thrax bis Aemilianus, in: K.-P. Johné u. a. [Hrsgg.], Die Zeit der Soldatenkaiser. Krise und Transformation des Römischen Reiches im 3. Jahrhundert n. Chr. (235-284), Berlin 2008, Bd. 1, S. 161–221, hier S. 202 f.). Dennoch ist nicht zu erklären, weshalb Beroia vor dem besser überlieferten Verona (Chron. 354, in: Mommsen, Chron. min., Bd. 1, S. 147, Z. 33; Eutr. 9, 3; Aur. Vict., Caes. 28, 10 f.; Epit. de Caes. 28, 2 f.; Euseb.-Hier., Chron. z. J. 2267; Cassiod., Chron. z. J. 251, in: Mommsen, Chron. min., Bd. 2, S. 147) der Vorzug zu geben sein sollte. Neue Argumente liegen jedenfalls nicht vor. Zur Quellen- und Forschungsdiskussion um den Tod von Philippus Arabs und seine Lokalisierung vgl. C. Körner, Philippus Arabs. Ein Soldatenkaiser in der Tradition des antoninisch-severischen Prinzipats (Untersuchungen zur antiken Literatur und Geschichte 61), Berlin 2002, S. 305–322.

Sprache natürlich nicht unproblematisch sind. (Aufgrund der komplexen ethnischen Strukturen in der Provinz ist zudem mit einer größeren Sprachenvielfalt im Alltag zu rechnen als lediglich mit Latein und Griechisch.) In den römischen Kolonien war naturgemäß das Latein sehr verbreitet, zumal unter den in der späten Republik und unter Augustus angesiedelten Veteranen. Dieses wurde allerdings im 2. Jahrhundert zunehmend vom Griechischen zurückgedrängt, das in den peregrinen Städten ohnehin vorherrschend war.

Das religiöse Leben war geprägt von einer Vielfalt von Kulturen. Neben den olympischen Göttern hielten auch römische Gottheiten Einzug, vor allem in den Kolonien wie Philippi. Prominent vertreten waren die ägyptischen Kulte der Isis, des Sarapis und des Osiris, doch auch thrakische Gottheiten wurden verehrt. Das Judentum und das frühe Christentum sind in erster Linie bekannt durch die Apostelgeschichte und die Paulus-Briefe.

Die wichtigsten kaiserzeitlichen Städte werden in einem eigenen Kapitel vorgestellt (S. 80-100), so Thessalonike, die Hauptstadt der Provinz, Amphipolis, das sehr gut ergrabene Philippi, Cassandrea, die augusteische Kolonie Pella, Dium mit seinem großen Isis-Heiligtum, der Sitz des Kaiserkults Beroia, Edessa, das *municipium* Stobi, die obermakedonischen Städte Styberra und Herakleia Lynkestis und die in Epirus gelegenen Kolonien Dyrrachium, Apollonia, Byllis und Buthrotos.

Die Verwaltungsreformen Diokletians und Konstantins hatten auch Folgen für den makedonischen Raum: Thessalien wurde mit den Landschaften Elimeia und Orestis zu einer eigenen Provinz zusammengelegt. Auch die südillyrischen Gebiete wurden von der alten Provinz *Macedonia* abgetrennt und bildeten nun *Epirus Nova* mit der Hauptstadt Dyrrachium. Alle drei Provinzen gehörten zusammen mit *Epirus Vetus*, *Achaia* und *Creta* zur Diözese *Moesia*, seit der Mitte des 4. Jahrhunderts zur Diözese *Macedonia*. Diese wiederum waren der Prätorianerpräfektur *Illyricum* unterstellt, deren Präfekt ab 441 dauerhaft in Thessalonike residierte. Die Stadt hatte bereits unter Galerius als kaiserliche Residenz an Bedeutung gewonnen. Das gewaltige Ensemble von Palast, Galerius-Bogen und Rundbau (als Mausoleum oder Tempel der Schutzgottheiten der Tetrarchen gedeutet) prägte das Stadtbild. Des Weiteren entstanden Villen der neuen administrativen Funktionsträger in der Stadt.

Die Entwicklung in der Spätantike (S. 101–125) ist gerade für die makedonischen Provinzen geprägt von der Bedrohung durch Einfälle von Goten und anderen Gruppen. Theodosius I. hielt sich daher mehrfach in Thessalonike auf, wo er 380 getauft wurde. Die Stadt war aber auch als Folge der Ermordung des *magister militum per Illyricum* Butheric 390 Schauplatz eines Massakers an der Zivilbevölkerung. Bischof Ambrosius von Mailand verweigerte darauf dem Kaiser die Kommunion, bis dieser Kirchenbuße tat. Gotische Verbände unter Alarich wurden 397 zwischen den Flüssen Haliakmon und Axios angesiedelt, unter Theodemer in den 470er Jahren im südlichen Makedonien. Beide Grup-

pen zogen später weiter. Mitte des 5. Jahrhunderts durchstreiften die Hunnen unter Attila die Provinzen, 474 eroberten die Vandalen Geiserichs Nikopolis in Epirus, 476 plünderten Theoderichs Ostgoten in Makedonien und Epirus.

Die archäologischen Zeugnisse aus der Spätantike zeigen erstaunlicherweise wenig Spuren von Verwüstungen, vielmehr scheinen die Provinzen zeitweise regelrecht floriert zu haben, was sich auch im Kirchenbau niederschlug. Die kirchliche Organisation der Provinzen wird nur gestreift. Hier wäre eine Vertiefung interessant gewesen. Ausführlicher werden die Kirchen- und Profanbauten Thessalonikes und anderer makedonischer Städte vorgestellt. Besondere Erwähnung verdienen hierbei die umfangreichen Überreste des spätantiken Nikopolis. Zahrnt datiert das Ende der Spätantike in den makedonischen Provinzen auf die Wende vom 6. zum 7. Jahrhundert als Folge der Einfälle und Ansiedlung der Slawen.

Eine Karte der römischen Provinz fehlt. Eine solche wäre besonders der Darstellung der Infrastruktur (S. 65f.) und der Veränderungen der Provinzeinteilung in der Spätantike (S. 101) zu Gute gekommen. Auch wäre die Zusammenfassung der Literaturhinweise, die sich im Anmerkungsteil finden, in einer Gesamtbibliographie wünschenswert gewesen.

Zahrnts Überblick über die makedonischen Provinzen von der Republik bis in die Spätantike überzeugt vor allem in methodischer Hinsicht: Systematisch geht der Verfasser auf die epigraphischen Quellen ein, stellt die archäologischen Hinterlassenschaften vor und bezieht, wo möglich, auch literarische Zeugnisse mit ein. So entsteht ein umfassender Überblick über den Raum in römischer Zeit auf dem derzeitigen Forschungsstand.

Christian Körner, Bern
christian.koerner@hist.unibe.ch

Claudia Schopphoff: *Der Gürtel. Funktion und Symbolik eines Kleidungsstücks in Antike und Mittelalter*. Köln u. a.: Böhlau Verlag 2009 (Pictura et Poesis 27). 276 S., 55 s-w. Abb. EUR 42.90. ISBN 978-3-412-20226-2.

Der vorliegende Band 27 der Reihe Pictura et Poesis, die sich interdisziplinären Studien zum Verhältnis von Literatur und Kunst widmet, wurde im Wintersemester 2006/07 im Fachbereich Sprach- und Literaturwissenschaften der Universität Wuppertal als Dissertation eingereicht.

Im Zentrum der Arbeit steht der „Gürtel als Kleidungsstück im Zeitraum von Antike und Mittelalter“ (S. XII). Die Arbeit verfolgt das Ziel, „unterschiedliche, den Gürtel betreffende Aspekte näher zu betrachten“ (ebd.) und knüpft an Ilse Fingerlins¹ Arbeit an, die ursprünglich eine „Abhandlung über die Bedeutung des Gürtels im religiösen und weltlichen Bereich“ (ebd.) geplant, diese aber bislang nicht ausgeführt hat. Die von Claudia Schopphoff ausgewählten Textpassagen sollen nun der „Entwicklung eines Verständnisses für den realen und symbolischen Wert, der dem Gegenstand Gürtel anhaften kann“ (S. XIII), dienen.

Die Arbeit ist primär literaturwissenschaftlich ausgerichtet. Als Hauptquelle dient die europäische Literatur, hier insbesondere die höfische Epik des Mittelalters. Berücksichtigung finden aber auch Bildquellen sowie archäologische Funde und Aspekte der Geschichte, Kunst- und Rechtsgeschichte, Religion und Soziologie. Auf Genderaspekte wird in diesem Zusammenhang ebenfalls ein Hauptaugenmerk gerichtet.

Nach der kurzen Einleitung folgen 20 Hauptkapitel mit jeweils zwei bis vier Unterkapiteln. Kapitel 1 stellt den Gürtel als Objekt vor, wobei zunächst die sprachliche Herkunft des Begriffs dargelegt wird. Kapitel 2, überschrieben mit „Zu den einzelnen Proprietäten² des Gürtels“ behandelt die verschiedenen Eigenschaften, wie z.B. Maße und Farben oder Material. Nach einem Exkurs zum „Gürtel als Indikator des Schönheitsideals der schlanken Taille“ behandelt Kapitel 3 den Gürtel im Rahmen von Modekritik und Gesetzgebung. Mit Kapitel 4 beginnt eine grobe zeitliche Strukturierung der Abhandlung, indem zunächst das Symbol des Gürtels in der Bibel und im außerbiblischen Schriftgut behandelt wird. Die folgenden Kapitel 5 bis 11 betreffen schwerpunktmäßig die Antike, die Kapitel 12–20 das Mittelalter. Innerhalb dieser zeitlichen Staffelung wechselt die Autorin aber häufig zwischen den Zeitebenen, indem sie etwa die Rezeption eines antiken Mythos im Mittelalter darstellt, oder – in den späteren Kapiteln – die Herkunft eines bestimmten Details

1 Ilse Fingerlin: *Gürtel des hohen und späten Mittelalters*. München 1971.

2 Eigentlich bedeutet Proprietät „Eigentumsrecht“, vermutlich handelt es sich um eine Rückübersetzung aus dem Englischen „property“.

aus der Antike erklärt. Kapitel 5 untersucht den Gürtel als militärisches Rangabzeichen in Antike und frühem Mittelalter, Kapitel 6 Initiationsriten, namentlich den Eintritt in das Erwachsenenleben, und Kapitel 7 den Gürtel als Begleiterscheinung des Eherituals. Diese drei Kapitel könnten daher als profanjuristische Themen betreffend bezeichnet werden. Die Kapitel 8 bis 11 befassen sich mit antiken Mythen, wobei mit Kapitel 8 ein konkreter Fall vorgestellt wird: Heliodors Aithiopika. Kapitel 9 behandelt dann den Gürtel als göttliches Attribut, während die Kapitel 10 und 11 wiederum verschiedene antike Mythen aufgreifen.

Übergangslos findet sich der Leser mit Kapitel 12 dann in das Mittelalter versetzt, und zwar wiederum in den weltlichen Bereich, wo dem Gürtel als Symbol zwischenmenschlicher Beziehungen nachgegangen wird. Kapitel 13 behandelt zugeschriebene magische Eigenschaften von Gürteln. In Kapitel 14 wird der Existenz des berühmten Keuschheitsgürtels nachgespürt, bei dem es sich allein schon aus praktischen Erwägungen eher um etwas handelt, das der modernen Reizwäsche näher kommt als um einen Gürtel, der die Keuschheit bewahrt. Die Kapitel 15-18 behandeln den Gürtel im sakralen Bereich, einerseits als geistliches Statussymbol (Kap. 15) und dessen Bedeutung im Ordensleben (Kap. 18), andererseits den Gürtel als Reliquie bzw. Attribut der Jungfrau Maria (Kap. 16 und 17). Die beiden letzten Kapitel betreffen wieder den weltlichen Bereich „Das Öffnen und Schließen des Gürtels in der Öffentlichkeit“ (Kap. 19); konkret geht es hier um Rechtsakte und Benimmfragen, und die Rolle von Schwertleite und Schwertgurt (Kap. 20).

Nach einer kurzen Zusammenfassung bilden diverse Indices den Abschluss, nämlich ein Abkürzungs- und Literaturverzeichnis, gegliedert nach Quellen und Sekundärliteratur, ein Abbildungsverzeichnis sowie insgesamt vier nützliche Register zu den einzelnen Autoren und ihren Werken, zur Sekundärliteratur, zu den Namen historischer und fiktiver Personen sowie ein Sachregister. Der Abbildungsteil bildet mit 55 schwarz-weißen Abbildungen den Schluss des Bandes.

Das Ziel der Untersuchung, „unterschiedliche, den Gürtel betreffende Aspekte näher zu betrachten“ (S. XII) bzw. die „Entwicklung eines Verständnisses für den realen und symbolischen Wert, der dem Gegenstand Gürtel anhaften kann“ (S. XIII) ist sehr weit gefasst und bleibt daher vage. Dies spiegelt sich auch im Aufbau der Arbeit wider, wo man während der Lektüre gelegentlich nach einem roten Faden sucht. Die Hauptkapitel wirken teils ohne Zusammenhang aneinandergereiht. Der Autorin geht es um eine möglichst umfassende Darstellung von Funktion und Symbolik des Gürtels vorrangig auf der Basis von literarischen Quellen. Die vielen angesprochenen Themen können daher im Rahmen dieser Arbeit oft leider nicht vertiefend dargestellt werden, zumal viele dieser Aspekte so umfangreich wären, um eine eigene Abhandlung zu schreiben.

C. Schopphoff lässt Zitate vielfach für sich sprechen und geht davon aus, dass diese sich dem Leser „per se“ erschließen. Entsprechend enden mehrere Kapitel mit Zitaten, ohne dass der Erkenntnisgewinn der jeweiligen Ausführungen klar herausgestrichen wird (S. 117, S. 130, S. 195). An den zahlreichen, im Buch anzutreffenden Zitaten hätte insgesamt etwas gespart werden können. So ist es zwar notwendig und für den Leser aufschlussreich, die literarischen Quellen im Original vorzulegen, jedoch werden oft auch großzügige Passagen aus der Sekundärliteratur wörtlich und extensiv zitiert, was auch deutlich knapper mit den Worten der Autorin hätte paraphrasiert werden können. Die Originalquellen werden zudem in den meisten Fällen nicht übersetzt, was beim Leser gute Kenntnisse in Latein, Altgriechisch, Französisch, Altfranzösisch, Mittelenglisch sowie Mittelhochdeutsch voraussetzt und damit jenen Teil des kulturhistorisch interessierten Leserkreises ausschließt, der kein altsprachliches Gymnasium besucht hat.

Den chronologischen Schwerpunkt des Buches bildet das Mittelalter und innerhalb dieses historischen Abschnitts hauptsächlich das Hoch- und Spätmittelalter – obwohl auch das frühe Mittelalter nicht gänzlich unberücksichtigt bleibt. Die Urgeschichte, die auch nicht Schwerpunkt der Abhandlung ist, wird in Kapitel 1 nur äußerst knapp und kaum regional oder zeitlich differenziert anhand weniger archäologischer Funde dargestellt (S. 5 f.). Die Antike hingegen bildet zwar einen Schwerpunkt in mehreren Hauptkapiteln (Kap. 5–11, S. 105–157), sie stellt aber nicht den zentralen historischen Zeitabschnitt des vorliegenden Buches dar. In den genannten Kapiteln zur Antike wird ebenso mehrfach auch das Mittelalter – vor allem bei der Antikenrezeption in der mittelalterlichen Literatur – mitbehandelt (Kap. 9 a und b). In den einleitenden Kapiteln 1–3 nimmt dagegen das Mittelalter den Schwerpunkt der Betrachtungen ein. So wird beispielsweise in Kapitel 2 a, die Maße des Gürtels betreffend, ausschließlich auf Quellen des hohen Mittelalters zurückgegriffen, während antike Gürtel unberücksichtigt bleiben. In den übrigen Unterabschnitten von Kapitel 2 finden sich dagegen immerhin einige knappe Erläuterungen zu den jeweiligen Themata in der antiken Literatur; das Hauptaugenmerk der Autorin gilt jedoch dem Mittelalter. Dennoch ist der Untertitel des Buches – Funktion und Symbolik eines Kleidungsstücks in Antike und Mittelalter – gerechtfertigt, da viele Aspekte des Gürtels im Mittelalter ohne die antike Tradition nicht verständlich wären.

Recht unglücklich ist aus Sicht der Rezensentin die Entscheidung, alle Abbildungen am Schluss des Bandes zu platzieren, da sich so umständliches Blättern und Suchen nicht vermeiden lässt. Eine Unterbringung im Fließtext wäre hier hilfreicher gewesen. Ferner stünde einem Band einer Reihe mit dem wohlklingenden Namen „Pictura et Poesis“ ein etwas großzügigerer Umgang mit Abbildungen gut zu Gesicht: Beim Lesen finden sich oft Beschreibungen, bei denen eine erklärende Abbildung wünschenswert gewesen wäre (z. B. auf

S. 11, 16, 29 etc.).

Insgesamt zeugt die vorliegende Arbeit aber von großem Kenntnisreichtum der Autorin. Obwohl als Hauptquelle ihrer Darstellung die höfische Epik des Mittelalters dient, berücksichtigt die Autorin auch archäologische Funde und Bildquellen und erweist sich nicht nur in ihrem Hauptgebiet, der Literaturwissenschaft, als versiert, sondern auch in Geschichte, Kunst- und Rechtsgeschichte, Archäologie, Soziologie und Theologie, was die vorliegende Abhandlung als insgesamt kulturgeschichtliche Arbeit qualifiziert. Für den Archäologen, der in der Regel einen Gürtel eher antiquarisch-chronologisch oder rein funktional betrachtet, sind die Ausführungen Schopphoffs sehr bereichernd, da sie sich mit für ihn oft nicht unmittelbar greifbaren Aspekten der Symbolik befassen und weitere Quellengattungen erschließen.

Marion Brüggler, Xanten
marion.brueggler@lvr.de

[Inhalt Plekos 12,2010 HTML](#) [Startseite Plekos](#)

Mischa Meier, Steffen Patzold: August 410. Ein Kampf um Rom. Stuttgart: Klett-Cotta 2010. 259 S. EUR 19.90. ISBN 978-3-608-94646-8.

„Am 24. August des Jahres 410 eroberte ein Heer unter der Führung eines Generals namens Alarich die Stadt Rom. Drei Tage lang plünderten Alarichs Soldaten die alte Hauptstadt des Römischen Imperium. Am 27. August zogen sie wieder ab“ (S. 240). In diese dürren Worte kleiden Mischa Meier und Steffen Patzold die Ereignisgeschichte im Zusammenhang mit der Einnahme Roms durch die Goten. Die Geschehnisse allein ergeben daher keineswegs den Stoff für ein Buch von rund 250 Seiten, es sind vielmehr die Deutungen des Ereignisses durch die Zeitgenossen und die Vertreter späterer Epochen im Lichte ihrer jeweils individuellen Erfahrungen und Interessen, die den hier gemeinten „Kampf um Rom“ ausmachen und Gegenstand der Gemeinschaftspublikation des Althistorikers Meier und des Mediävisten Patzold sind. Zu derartigen Deutungen gehört strenggenommen schon die Qualifikation der Soldaten Alarichs als „Goten“. Bereits die Begriffe führen mitten hinein in die Auseinandersetzung um die Bedeutung des Geschehens. Meier und Patzold zeigen exemplarisch auf, wie Geschichte mittels Zuschreibung von Bedeutung „konstruiert“ und somit im Lichte spezifischer Erfahrungen mit Sinn angereichert wird. So werfen sie einen Blick auf die Arbeitsweise des Geschichtsschreibers und des Arsenals, dessen sich dieser bei der Interpretation des Geschehenen bedient, um mit Hilfe vorhandener Deutungsangebote und eigener Erkenntnisse vor dem Hintergrund subjektiver Erfahrungen einen eigenen Deutungshorizont und damit einen „zeitgemäßen“ Zugang zur Geschichte zu entwickeln und zu präsentieren.

Die Autoren bekennen sich dazu, „Geschichte nicht mehr länger in Strukturen, Normen und Ordnungen stillzustellen, sondern ernstzunehmen in ihrer Schnelllebigkeit, als ein Produkt, gemacht von Menschen aus Fleisch und Blut, die Entscheidungen fällten, demgemäß handelten und dabei ihre eigenen Ziele und Interessen verfolgten“ (S. 10). Zugunsten der Deutungsvielfalt nehmen sie Abschied von der Deutungshoheit des Historikers, wie sie besonders signifikant beispielsweise Thukydides (1, 22, 2–4) für sich in Anspruch nimmt. So nutzen Meier und Patzold die Chancen, die sich aus einer Historisierung der unterschiedlichen Deutungen für das Verständnis einer „Verflüssigung“ zeitgebundener und wissenschaftlicher Anschauungen zu einem Ereignis im Lichte jeweils aktueller Interessen und davon abhängiger Einschätzungen ergeben. Mit der Prüfung von Traditionsquellen und wissenschaftlicher Literatur auf ihre Zeitgebundenheit und der im Vergleich dieser Deutungshorizonte untereinander sich ergebenden Multiperspektivität verfassen sie zugleich ein Lehrstück über historisches Methodenbewußtsein.

Als Beispiel eignet sich hierzu trefflich die Eroberung Roms durch die Goten im August 410, ein Ereignis, das sich nun zum 1600. Male jährt. Dieser für die

Römer eigentlich unvorstellbare „Fall“ ihrer Hauptstadt hat nicht nur die Zeitgenossen zu teilweise düsteren Reflexionen veranlaßt, sondern ist auch später immer wieder durchdacht und gedeutet worden. Hieraus ergibt sich, Schicht um Schicht, eine Vielzahl teils voneinander unabhängiger, teils aufeinander aufbauender, antwortender Stellungnahmen, immer mit Zeitbezug, die, in eine chronologische Abfolge gebracht, zusammen die Deutungsgeschichte des Ereignisses ausmachen. Meier und Patzold stellen diese in drei Abschnitten vor: Sie beginnen mit zeitgenössischen Stimmen aus der Anfangsphase des 5. Jahrhunderts, gehen über zu Geschichtsschreibern von der Spätantike bis zur Wende in die Neuzeit und schließen mit Historikern von der Spätaufklärung bis heute.

Den Anfang macht Claudian, der mit seinem panegyrischen Versepos *De bello Getico* im Jahre 402, acht Jahre vor dem Fall Roms, die Schlacht bei Pollentia zu dem entscheidenden Sieg des Reichsfeldherrn Stilicho über Alarich stilisierte und damit zum Endpunkt eines langen, letztlich erfolgreichen Krieges der Römer gegen „die“ Goten erhob. Als für die weitere Entwicklung bedeutsam stellen Meier und Patzold Claudians Sichtweise eines einzigen jahrzehntelangen Gotenkrieges und die Zuschreibung der barbarischen Promotoren dieser Auseinandersetzung zu denselben einheitlichen Goten heraus. Auf diesen Voraussetzungen baute der Kirchenvater Hieronymus auf, indem er die von Claudian vorbereitete Vereinheitlichung der römischen Auseinandersetzungen mit den Goten auf über dreißig Jahre bis 410 ausdehnte und in einen eschatologischen Deutungsrahmen stellte, der ihm half, seinen Gesprächspartnern aus der römischen Aristokratie den Gedanken an eine christlich-asketische Lebensweise nahezubringen. So wurde das Katastrophenszenarium vom Untergang Roms durch Hieronymus für Zwecke instrumentalisiert, an denen ihm besonders lag. In dieser Richtung arbeitete Augustinus weiter. Er sah im Fall Roms eine Prüfung Gottes für die Gläubigen und nutzte ihn so als Anlaß und Hintergrund für die Abfassung seines großen apologetisch-theologischen Hauptwerks *De civitate Dei*. In der Deutung des Orosius schließlich wurde die Katastrophe zum Heilsereignis mit Alarich als Werkzeug Gottes und „Sinnbild einer fortschreitenden christlichen Symbiose von Römern und Barbaren“ (S. 68). Das pagane Gegenbild zu diesen Vorstellungen verkörpert Rutilius Namatianus, dessen Romidee so von den realpolitischen Erfahrungen des Jahres 410 gelöst zu sein scheint wie die *civitas Dei* Augustins von der *civitas terrena*.

Auf sehr überzeugende Weise vermitteln Meier und Patzold die Facetten der Deutung des Falles Roms in der Rezeption dieses Ereignisses durch die Zeitgenossen in den ersten Jahrzehnten des 5. Jahrhunderts. Dies wirkt vor allem dadurch einsichtig, daß die Anknüpfungspunkte für diese Deutungen bei dem jeweiligen Vorläufer und die Weiterentwicklung der Interpretation dieses Ereignisses im Laufe der Zeit und währenddessen gemachter Erfahrungen jedesmal genau benannt und vorgestellt werden. Dadurch ergibt sich in den Abhängigkeiten und Verschiebungen der Deutungsaspekte ein Konglomerat mehrerer

sich nach und nach erweiternder und verändernder Schichten von Bedeutungszuschreibungen.

Das setzt sich mutatis mutandis bei den diversen Geschichtsschreibern der oströmischen Reichshälfte fort. Standort, Interessen, Konfession, Zeitnähe sind Faktoren, die die Bewertung der Eroberung Roms im Jahre 410 beeinflussen, wenngleich das Ereignis im griechischen Sprachraum bei weitem nicht denselben Stellenwert wie im Westen hatte. Eine wichtige weitere Stimme stellt Jordanes dar, der die Goten in zwei Großgruppen mit je eigenen Königsfamilien trennte und ihnen Kontinuität vom 4. Jahrhundert bis in seine Gegenwart verlieh. So wurden aus Alarichs Goten Westgoten, die Schuld für die Eroberung Roms aber unfähigen Kaisern in die Schuhe geschoben. Für Isidor von Sevilla ging es um das Miteinander von Goten und Römern im katholischen Spanien unter katholischen Gotenkönigen; nach diesem ohne den Kaiser auskommen- den Konzept hatten Goten und Römer mit dem Jahr 410 die Rollen getauscht. Die Erfahrungen von der schnellen Veränderlichkeit der Zeitbedingungen in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts sensibilisierten Otto von Freising für Aspekte des Niedergangs Roms und den Aufstieg der Franken und damit den Wechselbezug zwischen den einzelnen Weltreichen. Am Übergang zur Neuzeit interessierten sich Geschichtsschreiber wie Flavio Biondo, Franciscus Irenicus und Johannes Magnus für nationalgeschichtliche Entwürfe mit jetzt innerweltlichen Erklärungsmustern. So konnte mit dem Jahre 410 etwas Neues beginnen, konnten die Goten als „die wahren Germanen“ (S. 153) gelten oder mußten für die Identitätsbildung der Schweden und ihre aktuellen politischen Ambitionen herhalten.

Eine große Spannbreite von Deutungen stellen Meier und Patzold für die letzten gut 200 Jahre vor. In Edward Gibbons „History of the Decline and Fall of the Roman Empire“ (1776–1788) spielen Barbarentum und christliche Religion eine wichtige Rolle für den Untergang Roms. Alarich wird zum positiven Gegenbild des römischen Kaisers und der Fall Roms im Jahre 410 zum Sinnbild stilisiert, mit dessen Hilfe der sich noch Jahrhunderte hinziehende Niedergang des an seinen strukturellen Schwächen leidenden Reiches schlaglichtartig beleuchtet werden kann. Somit ist die Eroberung Roms in einen Spannungsbogen integriert, der der Darstellung Gibbons die Überzeugungskraft verleiht. Für Ferdinand Gregorovius nimmt Alarich in seiner „Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter“ mit der Eroberung Roms eine Schlüsselstellung ein, die den immer maßgeblicheren „germanischen“ Einfluß anzeigt, der mit Hilfe der christlichen Kirche später für die Wiederherstellung des Reiches sorgte. In dieser Sichtweise spiegeln sich Wunschvorstellungen der nach staatlicher Einheit strebenden Deutschen im 19. Jahrhundert wider. Gregorovius bietet Berührungspunkte mit Gibbons Darstellung, entwickelt aus der römischen Dekadenz jedoch eine Perspektive, die den Blick auf eine zukunftssträchtige Entwicklung lenkte und später der wiedergewonnenen Staatlichkeit Deutschlands einen willkommenen

menen Rahmen für sein Selbstverständnis bot. Im national-konservativen Sinn formulierte dies etwa Felix Dahn für ein breites Publikum, während Wilhelm Capelle mit seinem wissenschaftlichen Anspruch im Rahmen seiner Forschungen zur germanischen Altertumskunde im Dritten Reich kaum noch renommieren konnte.

Ein durchaus furioses Schlußkapitel mit dem Untertitel „Ein neuer Kampf um Rom“ ist der Neuausrichtung der Völkerwanderungsforschung durch den Ethnogenese-Ansatz Herwig Wolframs und Michael Kulikowskis polemischer Auseinandersetzung mit der „Wiener Schule“ gewidmet. Den Aspekt der gotischen Ethnogenese in Auseinandersetzung mit den Römern scheint Kulikowski in seiner Monographie „Rome’s Gothic Wars“¹ aufzugreifen, um – als Schüler Walter Goffarts mit Hilfe der Kritik an Jordanes – Wolframs Ansatz gänzlich beiseitezuschieben und durch die Vorstellung zu ersetzen, die Goten seien aus Gründen der Definition brauchbarer Feindbilder im 3. Jahrhundert von den Römern geschaffen worden. Gut nachvollziehbar vergleichen die Autoren diese Interpretation des amerikanischen Althistorikers mit Vorgehensweisen der Vereinigten Staaten zu Beginn des 21. Jahrhunderts.

Den in den Überschriften zu den fünfzehn Kapiteln genannten zeitgenössischen und späteren Interpreten des Falles Roms im August 410 sind in den Ausführungen oftmals weitere Deutungen beigegeben, die den Zugang einer bestimmten Zeit zu diesem Handstreich Alarichs in verschiedenen Nuancen zu erschließen helfen. Die inzwischen 16 Jahrhunderte andauernde Deutung dieses Ereignisses ist in jedem neuen zeitlichen Kontext von vielerlei Voraussetzungen abhängig; der Fall Roms erklärt sich daher keineswegs von selbst. Dessen Deutung wurde in der Vergangenheit durch das Denken in Gegensätzen, etwa von paganen Kulturen und Christentum sowie von Römern und Barbaren, in bestimmter Weise geformt. An diese Gegensätze schlossen sich andere, neu abgeleitete Deutungen an, die konfrontierten, parallelisierten und infolgedessen simplifizierten. In der Projektion auf die eigene Zeit entstanden auf diese Weise zeitgebundene Konstrukte. Meier und Patzold zeigen am Beispiel der Eroberung Roms Ende August 410 durch die Goten sehr anschaulich, daß die Auseinandersetzung mit Geschichte gerade diese Konstrukte, weniger die puren Ereignisse, zum Inhalt hat. Daher bleibt, um ein Forschungsfeld von heute zu nennen, umstritten, also deutungsbedürftig, ob Ereignisse wie die Eroberung Roms durch Alarich eher Epochenäsuren oder Kontinuitäten markieren.

Ulrich Lambrecht, Koblenz
lambre@uni-koblenz.de

1 Deutsche Übersetzung unter dem Titel: Die Goten vor Rom, Stuttgart 2009; Besprechung von Ulrich Lambrecht, in: *Plekos* 11, 2009, S. 141–145.

R. J. Penella (Hrsg.): *Rhetorical Exercises from Late Antiquity. A Translation of Choricius of Gaza's Preliminary Talks and Declamations (with an epilogue on Choricius' reception in Byzantium)*. Cambridge/New York: Cambridge University Press 2009. xii, 323 S. \$ 99.00. ISBN 9780521848732.

Editado con el esmero que caracteriza a la editorial universitaria de Cambridge¹ el libro contiene la puesta en común de siete importantes estudiosos de la retórica del período greco-romano que, bajo la coordinación de otro bien conocido, han llevado a cabo la traducción al inglés – la primera que se edita en esta lengua – de doce ejercicios de declamación pertenecientes al corpus del rétor del s. VI Coricio de Gaza. Sin duda con el fin de dar al libro un carácter lo más orgánico posible, la traducción de las *μελέται* va precedida de la traducción, a cargo del propio editor, de 25 ejercicios de *προλογία*, o charla preliminar, y seguida de un oportuno epílogo de E. Amato sobre la fortuna y recepción de Coricio, ocupando cada uno de estos tres bloques fundamentales del libro una extensión aproximada de 200 (61–260), 25 (35–58) y 40 (261–302) páginas respectivamente, distribución que en realidad no necesitaba potenciar más su organicidad a base de designarlos capítulos y menos todavía partes, lo cual no hace sino acentuar más su descompensación formal, por más que a la parte primera se anteponga, además de un breve Prefacio, una Introducción de Penella de otras 30 pgs. (1–32). La obra se cierra con una amplia lista de bibliografía más un útil índice de nombres propios y algunos términos técnicos.

Tras el prefacio, que augura un lugar propicio al libro en un momento de gran interés por la Segunda, la Tercera Sofística y la Tardoantigüedad – y, añadiría yo, sobre un autor y un tipo de textos, de retórica escolar, no por poco conocidos (su edición estándar sigue siendo la de Foerster & Richtsteig, Leipzig: Teubner 1929) menos importantes –, la bien enfocada introducción atiende a la figura de C. y la llamada escuela de Gaza, a la declamación como género, mucho más ampliamente a las declamaciones de C. seleccionadas y menos a las *λαλιαί* o *διαλέξεις*, para terminar con una “Nota sobre la traducción” que indica la edición de Coricio tomada como base y expresa el deseo de hacer un poco mejor conocida la obra de este rétor, miembro cristianizado de dicho círculo retórico, sucesor de su maestro Procopio en la cátedra de retórica de Gaza y tan influyente en la vida escolar e intelectual de Bizancio. Las declamaciones de C. son de tema imaginario, ya sea deliberativo o judicial. El hablante personifica más o menos fielmente a una figura mítica, legendaria o histórica, o bien a un personaje genérico, como un rico o un tiranicida, y el contexto en que hay que situarlas es el sistema educativo del Imperio Romano, en el cual la iniciación en los antiguos clásicos era una marca de élite y daba cohesión social

1 No he encontrado más que dos mínimas erratas, ambas en el uso del español: Becares por Bécares, p. 285 n. 102 y p. 306, y cod-/icología, p. 306.

a los hijos de las clases privilegiadas. Era el ejercicio compositivo culminante, el cual ponía en funcionamiento todo lo que el estudiante había aprendido a lo largo de una serie de ejercicios compositivos más sencillos o προγυμνάσματα, que a su vez podían reaparecer como unidades en una declamación o apuntando por ejemplo en la parte narrativa o en la argumentación central. Estudios recientes, de la declamación latina en particular, han llevado a pensar que la declamación puede haber tenido un significado más que meramente curricular o cultural, inculcando en las mentes de aquellos que sucederían a sus padres como representantes de la élite valores que reforzaban el orden social. Y los estudiantes no eran sus únicos oyentes; los adultos también las escuchaban, en la escuela o fuera de ella, en grupos selectos o en amplia audiencia, en ejecuciones solistas o en competiciones oratorias. De las declamaciones de C. tienen que haber circulado textos “publicados”, del mismo modo que la Suda registra a menudo declamaciones entre las obras de los muchos sofistas. Dichas publicaciones servían para anunciar el virtuosismo de un sofista a futuros estudiantes y sus mentores, o podían ser leídas por aficionados, aunque su plenitud solo oralmente pudiera ser captada.

Cada una de las declamaciones de C. va precedida de dos piezas cortas: una breve declaración de la situación específica que ha dado lugar al conflicto (ὑπόθεσις) más un anuncio de a quién va a personificar el orador o qué partido va a tomar, y una pieza más larga ((προ)θεωρία – “Comentario explicativo”), especie de proemio en que el autor comenta el argumento del orador, su carácter y el pensamiento de su audiencia, para lo cual compara, invoca o se inspira en Homero y los grandes autores clásicos. En cuanto a los argumentos de las declamaciones aquí seleccionadas para su traducción, el trasfondo de 1 (X) y 2 (XII) es que Aquiles, enamorado de Polixena, la hija del rey Príamo, tras haber dado muerte a su hermano Héctor, por la concesión de su mano promete a Troya ser su aliado, a cuya propuesta el troyano Polidamante argumenta a favor (Decl. 1) y el rey en contra (Decl. 2); los argumentos de Polidamante conciernen a aspectos públicos (Troya no podría ser salvada sin la ayuda de Aquiles) y privados de la cuestión; Príamo responde que Aquiles no es esencial para la salvación de Troya y, privadamente, no puede olvidar el daño de Aquiles a su familia.

El contexto de la Decl. 3 (XIV), de inspiración herodotea, es que el rey Ciro, tras haber derrotado a los lidios, ha intentado ablandarlos obligándolos a dedicarse a actividades femeninas (y cuando quiso rearmarlos contra los masagetas ellos se opusieron con el argumento de su afeminamiento, pero en realidad para que el rey no sospechara que intentaban rebelarse contra él). La Decl. 4 (XVII) es puesta en boca de Milciades, el general ateniense héroe de la batalla de Maratón, a continuación de la cual emprende una expedición contra Paros, alineada con los persas, y herido desapareció, por lo cual su paisano Jantipo lo lleva a juicio acusándole de engaño y él se defiende apelando a su carácter y a

sus grandes servicios a Atenas.

En las Decl. 5 (XX) y 6 (XXIII) el hijo de un rico miserable ha devenido héroe de guerra, la ley le permite elegir una recompensa y él pide la mano de la pobre pero hermosa mujer que ama, en contra del deseo de su padre de que se case con una rica y fea; en 5 el hijo ha de mostrar ante la asamblea un difícil equilibrio entre autoafirmación y respeto a su padre; en 6 el padre contraargumenta evitando mostrar excesiva cólera para no enfrentarse al pueblo, que admira a su héroe.

En Decl. 7 (XXVI) se defiende el derecho del tiranicida a su recompensa, pero el problema es que no se trata de un tiranicida real, sino que, intentando asesinar al tirano, asesinó a su hijo y el padre se mató de pena antes que el otro pudiera matarlo, que es lo que precisamente tiene que demostrar el hablante. En Decl. 8 (XXIX), dado el continuo nacimiento de niñas feas en Esparta en el s. IV a. C., consultado Delfos responde que Afrodita ha sido ofendida y hay que aplacarla con una estatua, la cual es encargada a Praxíteles y este la hace como su concubina Frine, de modo que un joven espartano argumenta rechazar la estatua como inadecuada, frente a la reclamación del artista. En Decl. 9 (XXXV) un tirano pide en matrimonio a la hija de un ciudadano principal de una democracia vecina; rechazado pone sitio a la ciudad y el padre de la joven la mata ante su vista haciendo que aquel levante el asedio, pero un joven de la democracia enamorado de la joven se suicidó y su padre acusa al de la joven como culpable, teniendo este que defenderse.

Decl. 10 (XXXVIII) consiste en un discurso en que, en la línea de Hom. Il. 16, Patroclo es imaginado argumentar sobre la demora de Aquiles en unirse a los suyos arguyendo que ha habido desarrollos importantes desde su desaparición del combate, para intentar influir en Aquiles. En Decl. 11 (XL) una ciudad ha sido asaltada y su general derrotado, la ciudad es salvada por otro general disfrazado de mujer, el primero exige que este sea memorializado en pintura de esta guisa, como manda la ley, y el segundo contraargumenta. En Decl. 12 (XLII) un ejército pone sitio a una ciudad, un bravo orador de esta sale a hablar con el enemigo, lo convence para que se vaya y reclama la recompensa que concede la ley, pero es desafiado por un militar con el argumento de que la ley se refiere solamente al éxito militar, no al de la palabra. De las doce declamaciones restantes seis se basan en temas mítico-históricos, de las cuales tres en tópicos troyanos y tres en tópicos de Grecia clásica; el resto son temas no específicos.

Precediendo a las Declamaciones el volumen presenta 23 “Charlas preliminares” (διαλέξεις ο λαλιαί), las cuales se sirven de un estilo llano y básicamente asindético en su aspiración al encanto mediante *exempla*, historias, apotegmas, proverbios, citas . . . ; más breves que la oratoria formal, pueden aparecer como discursos autónomos o bien anteceder al discurso principal (προλαλιά, πρόλογος, προαγών) pero como una especie de proemio con identidad propia, que es la

clase a la que pertenecen los 23 ejemplos aquí seleccionados, de los cuales unos introducen Discursos y otros Declamaciones. Excepto en el caso de Charla preliminar 24 la evidencia de que estas introducen un discurso o declamación es básicamente codicológica, porque el ms. base de su edición crítica, *Matritensis* 4641, las sitúa al frente del discurso supuestamente introducido, si bien a veces su referencia al tema de los discursos que siguen lo confirma. El hecho de que muchas de las declamaciones y un discurso dispongan de dos charlas preliminares se explica en la mayor parte de los casos porque C. pronunciaba con frecuencia sus discursos en dos sesiones, cada una con su charla preliminar. Además de instruir retóricamente sobre interrupciones oratorias y la obligación de pronunciar la segunda parte del discurso interrumpido, las charlas preliminares de C. insisten con frecuencia en que el declamante tiene que representar plenamente al personaje personificado, o en el aconsejamiento moral. También las usa para aclarar malentendidos o responder a críticas sobre su arte. Las charlas preliminares 9 y 24 contienen historias sobre la rosa y Afrodita tal vez destinadas a introducir piezas de celebración de un “Día de las rosas”. Y en general despliegan muchas de las marcas menandreas de la *λαλιά*, mostrando parecidos con ejemplos anteriores del género.

El epílogo sobre la fortuna y recepción de C. se propone investigar su legado en la cultura bizantina. Aunque él nunca habla de ello ni su nombre aparece en las colecciones epistolares de su tiempo, el papel que C. desempeñó como sucesor de Procopio en la escuela local de retórica así como sus conexiones con importantes representantes de la iglesia y el trono imperial proporcionan evidencia indirecta del significado de su actividad escolástica en la vida de Gaza. Pero es solo en plena época bizantina, tras los siglos de conflicto iconoclasta y separación Este-Oeste, cuando sus escritos, valorados por maestros de retórica y ensalzados como modelos de clase por sus rasgos sentenciosos y moralizantes o por su lengua y estilo, fueron redescubiertos. Una importante contribución al respecto viene de la presencia de sus *sententiae* en algunos de los más importantes florilegios de los s. X/XI, empezando por el llamado *Florilegium Marcianum*, colección la más antigua de *sententiae* provenientes de la segunda mitad del s. IX y la que contiene el mayor número de *sententiae* de C., cuyo valor educativo se deduce del hecho de que las otras únicas fuentes presentes son Basilio, Gregorio Nacianceno y el Antiguo Testamento; lo cual tiene también implicaciones para la biografía de C. y su discutido credo religioso: el material del *Florilegium Marcianum* indica que su anónimo compilador se sentía esencialmente cristiano. Siendo el testimonio más antiguo en conservar textos de C. cumple preguntarse de qué fuente sacó el compilador su material, es decir, si usó o no la misma fuente que el código *Matritensis* 4641, de cuyo modelo lo separan numerosas divergencias textuales, debiendo por tanto ser simplemente situado en el marco de un *revival* en el período maduro de Bizancio. Según Amato no debe ser excluida la hipótesis de que parte

del corpus de C. llegase a Constantinopla en la primera mitad del s. IX, en el contexto de la intensificación de los estudios humanísticos ligada al nombre de Focio, según confirma el códice 160 de su *Biblioteca*, la prueba más antigua y punto de partida imprescindible para cualquier discusión sobre la recepción de C. La primera parte de la noticia de Focio contiene elogios de tipo formal de la obra de C., un modélico hombre de letras cristiano a ojos del patriarca, mas no parece permitir mantener que lo que Focio tuvo ante sí era una colección ya fija de sus escritos (como la del *Matritense*). El material reunido no solo confirma la fortuna de C. en los siglos precedentes al renacimiento humanístico bizantino, sino que induce a la hipótesis de una probable transliteración de códices en antigua mayúscula de grupos de obras de C. y su ensamblaje en la Constantinopla de entre los s. IX y X; se podría incluso pensar que *Matritensis* 4641 representa ese corpus coriciano original. Un testimonio que podría reforzar esta hipótesis es si la carta dirigida por Focio a Jorge Chartophylax de Santa Sofía y copiada en el códice de Madrid fuese no una falsificación, como suele pensarse, sino genuina, como opina Amato entre otros. En cuanto a la fortuna de C. en *Florilegium Marcianum* hay que señalar que su editor tomó los *excerpta* no de todas las obras conservadas sino de 24, especialmente de las *Declamaciones*, confirmando así su éxito en la tradición directa.

Sentencias dispersas del rétor continúan encontrándose en distintas antologías gnómicas de los s. X y XI, en mss. de los s. XV y XVI y en las *collectiones paroemiarum* de Apostolio (s. XV) y su hijo Arsenio (s. XVI), y, si estos dos últimos testimonios, como los dos primeros, prueban la circulación de obras de C. en Bizancio pero no la fortuna de C. mismo puesto que transmiten pasajes suyos bajo el nombre de Libanio, Demóstenes o Procopio, los restantes testimonios confirman la difusión de C. en los círculos monástico e imperial. Dentro del importante papel desempeñado por la escolástica en la recepción de C., este fue incluido por notables maestros en la lista de autores recomendados como modelo en los géneros encomiástico, deliberativo y judicial y en la retórica sofística o bien por su estilo sencillo y claro; lo cual arroja luz sobre un particular aspecto de su fortuna en Bizancio, que es su inclusión en el currículo escolástico. Dicha inclusión también explica la presencia en los mss. de (προ)θεωρία y en particular de una vida de C., y la influencia de ello en su éxito es probada por otros dos factores relativos a su transmisión: la presencia de extractos de C. en léxicos y comentarios de naturaleza retórico-escolástica tiene una incidencia en la constitución del texto de su obra y en su fortuna; y el gran número de mss. que transmiten discursos individuales son prueba de que estas piezas gozaron del favor del público más que otras, especialmente, se supone, del favor de los profesores de retórica, lo cual es confirmado porque entre los copistas o poseedores de mss. de C. hay nombres prominentes de la enseñanza o ligados a la difusión de los estudios griegos en el período del humanismo italiano, como el de Constantino Láscaris (s. XV). Y algo quizá

más significativo son dos figuras del mayor relieve en el panorama literario y sociocultural de su tiempo, poseores o lectores de obras de C.: el erudito bizantino del s. XII Tzetzes y el gran filólogo y hombre de letras del Humanismo italiano A. Poliziano (s. XV). Aparte de la fortuna de C. como mina de ideas gnomológicas y modelo de lenguaje y estilo para alumnos, otro aspecto de su *Nachlass* pendiente de investigación es el de su reúso con fines plagiarísticos, del cual Amato menciona un par de ejemplos. De modo que, si bien C. no gozó de la fama de otros renombrados sofistas de su tiempo, en gran parte ensombrecido por la figura de Libanio, sin embargo las características de su lengua y estilo así como las dotes de su retórica le aseguraron una posición de gran respeto en el imaginario cultural de Bizancio.

Por lo que respecta a las traducciones, las de las Charlas Preliminares son en general claras, elegantes y adecuadas al estilo del original. Las notas, tanto aquí como en la traducción de las declamaciones, son principalmente de localización de citas así como de explicación de algunos nombres de personajes y también de metáforas. Hay, sin embargo, algunos errores de traducción, así:

– 6 (XI) 1 τὸν δὲ παῖδα παραλαβόντα τὰ ὄπλα τίνος πέφυκε πατρὸς ἐπιδειῖζαι “while at the same time advertising the paternity of his son [Achilles] who had taken up arms”

–14 (XXIV) 2/3 ἔκρουέ τε ἅμα καὶ ἤδεν ἐρωτικὰ ψυχαγωγεῖν οὕτω καὶ θέλγειν οἰόμενος τὴν σώφρονα, τὴν παρθένον. οὐ μὴν . . . ἐχαλάτο οἱ ταῖς ᾠδαῖς ἡ ἐπιστήμη τοῦ τόξου “He played the song and *knew how to conjure up erotic feelings, thinking that by means of the music he was charming the chaste maiden . . . his competence as an archer was not weakened by those melodies*” (la cursiva es mía).

De las traducciones de las Declamaciones, las de 1 (X), 5 (XX) y 6 (XXIII), a cargo de D. A. Russell, así como las de 3 (XVI) y 4 (XVII), a cargo de S. Swain, son particularmente claras, directas y elegantes, aunque también he hallado algunas perífrasis menos felices, así:

– 1 (X) 9 ἀλλὰ μελλόντων, ὡς ἔοικεν, ἀνθρώπων κακοπραγεῖν οὐ πέφυκεν ὁ λογισμὸς ὑγιαίνειν, ᾧ τὸ δέον ἔστι βουλευέσασθαι “But, it appears, when men are doomed to suffer, there is no rightness in their thinking, *and it is rightness in thinking that makes correct decisions*”

– 3 (XVI) 3 τὴν ἀντιλογίαν ἐπὶ καιροῦ σχηματίζονται “to suit their purpose they figure their speech (as a rejection of Cyrus)”

– 3 (XVI) 5 ἔχεις ἐξ Ὀμήρου τὸ σχῆμα παραλαβόν, ἔνθα πεποίηρε τὸν βασιλέα τῶν Ἀχαιῶν δοκοῦντα . . . “You can borrow the figure *from Homer’s portrayal of the king of the Achaeans*, when he appear . . .”.

Frente a estas, las traducciones de 7 (XXVI) y 9 (XXXV), a cargo de M. Heath, son más ceñidas al texto, sin dejar por ello de ser claras y cuidadas, lo mismo que las de 8 (XXIX) y 12 (XLII), a cargo de G. Kennedy, aunque alguna de sus propuestas podría ser mejorada:

– 8 (XXIX) 20 τούτων εικότως ἐκάτερος ἐθαυμάζετο τῇ καινουργίᾳ κοσμήσας ἣν ἐπηγγέλετο τέχνην “Either one of these was appropriately admired *for innovation*, having enriched the art that he professed” (mejor “... for having enriched with innovation ...”).

En general clara y ceñida al texto es también la traducción de 10 (XXXVIII), a cargo de W. W. Reader, así como la de 11 (XL), a cargo de T. L. Papillon, si bien en la primera he podido detectar varias imprecisiones de detalle, como:

– 10 ... Ἀχιλλεύς ... ἐπὶ τῆς οἰκείας διῆγε σκηνῆς ὠργισμένος “Achilles ... *withdrew into his own hut enraged*”

– 1 ... παραδοῦς ... τὸν δὲ τραχὺν ... ἐν τοῖς ἔπεσιν προσειπὼν “presenting ... the other *as rough* ... , *as he adds* in his poetry” (sc. “and calling the other rough ... in his poetry”)

– 3 ... ὅσον ἐκείνον αὐτῷ συμμαχεῖν ἐπιτρέψαι τοῖς Ἀχαιοῖς “to a degree that would allow him to fight *with him* alongside the Achaeans” (sc. “to a degree that he would allow him to fight alongside the Achaeans”: cf. 4)

– 5 εἰς οἶκτον δὲ κάμπτων οἷς ὀλοφύρεται τῶν Ἑλλήνων τὰ πάθη “inclining him to compassion *for the Greeks whose misfortunes he bemoans*” (sc. “... for the misfortunes of the Greeks which he bemoans”).

José Antonio Fernández Delgado, Universidad de Salamanca
jafdelgado@usal.es

Ursula Reutter: *Damasus, Bischof von Rom (366–384)*. Tübingen: Mohr Siebeck 2009 (Studien und Texte zu Antike und Christentum 55). XI, 567 S. EUR 89.00. ISBN 978-3-16-149848-0.

Bei der hier zu besprechenden Arbeit handelt es sich um die geringfügig überarbeitete Fassung einer im Jahr 1999 an der Universität Jena eingereichten theologischen Dissertation, die eine Forschungslücke zu schließen versucht. Eine neuere, kritischen Ansprüchen genügende Monographie über den römischen Bischof darf als ein dringendes Desiderat angesehen werden.

Die Arbeit gliedert sich in sechs Kapitel. Im ersten Kapitel „Biographische Fragmente“ nennt Reutter (= R.) die wichtigsten Etappen im Leben des Damasus (S. 5 f.), dokumentiert die zentralen Quellen und bespricht knapp deren spezifische Aussagemöglichkeiten (S. 7–12). In aller Kürze werden die bedeutendsten Weggefährten des Damasus vorgestellt (S. 13–56), wobei R. dem Verhältnis sowohl zu Ambrosius (S. 17–21) als auch zu Ursinus (S. 31–56) jeweils breiten Raum zugesteht. Für den Konflikt mit Ursinus trägt sie alle literarischen Quellen zusammen. Hier irrt sie allerdings, wenn sie behauptet, Ammian sei grundsätzlich gegen Bischöfe eingenommen gewesen (S. 33). Dessen Aversion richtete sich augenscheinlich speziell gegen den römischen Episkopat (vgl. Amm. 27, 3, 15).

Das zweite Kapitel „Damasus, die Märtyrer und die Christianisierung Roms: Epigrammata Damasiana“ (S. 57–153) ist den Epigrammen des Bischofs gewidmet. R. folgt dabei weitestgehend den Überlegungen Antonio Ferruas.¹ Sie bietet Text und Übersetzung der Epigramme mit einigen kurzen Erklärungen (S. 68–98). Die durchweg zuverlässigen Übertragungen sind eine verdienstvolle Leistung. R. integriert die Inschriften in ihren topographischen Kontext und versucht durch dieses Vorgehen, den zentralen Wirkungskreis des Bischofs zu rekonstruieren, der außerhalb der Stadtmauern an der Via Appia und Ardeatina gelegen haben soll, wo Damasus auch seine eigene Grabstätte habe anlegen lassen (S. 99–111). Immer wieder wird die Bedeutung der Märtyrerverehrung für Damasus betont (S. 113; 114; 118; 121), allerdings gewinnt der Begriff „Märtyrer“ kaum klare Konturen. R. versteht darunter alle von dem Bischof verehrten Personen (vgl. S. 111 f.). Am Ende des Kapitels steht die Erkenntnis, dass die Epigramme für unterschiedliche Adressaten sowohl christlicher wie heidnischer Provenienz verfasst worden seien (S. 151).

Das dritte Kapitel „Damasus, die Kaiser und die westliche Kirche“ (S. 154–247) beginnt mit dem Schreiben, das die Synode von Rom 378 an die Kaiser verfasste (S. 154–170). R. gibt den Text mit Übersetzung. Aus diesem Schreiben, das R. überzeugend Damasus zuzuweisen vermag, wird die Bemühung des römischen Bischofs ersichtlich, fortan auch *de iure* eine Sonderrolle einnehmen

1 A. Ferrua: *Epigrammata Damasiana*. Sussidi allo Studio delle Antichità cristiane. 2 Bde. Vatikanstadt 1942.

zu wollen. Das Antwortschreiben der Kaiser (S. 170–191) kommt den Forderungen der Synode in nahezu allen Punkten nach (S. 180). Es folgt das Dekretale *Ad Gallos episcopos* (S. 192–212), als dessen Urheber R. Damasus erachtet (S. 213–247).

Das vierte Kapitel trägt den Titel „Theologische Profilierung in Auseinandersetzung mit dem Osten“ (S. 248–426) und widmet sich vor allem den Synodalbriefen, die sich mit den Arianern und dem antiochenischen Schisma befassen. Allerdings räumt R. ein, dass nicht mehr zu entscheiden sei, ob diese Schreiben überhaupt die Handschrift des römischen Bischof trügen (S. 248). Ein erster, äußerst umfangreicher Komplex ist einem Dokument gewidmet, das im Codex Veronensis LX erhalten ist und gemeinhin als ein römisches Synodal-schreiben an die östlichen Bischöfe angesehen wird.² Dagegen ist R. überzeugt, zwei Schreiben zweier unterschiedlicher Synoden vorliegen zu haben, die von einem Kompilator zusammengefügt worden seien.³ Archetyp des ersten Schreiben – R. nennt es *Confidimus quidem* – sei ein in lateinischer Sprache verfasstes Schreiben einer römischen Synode des Jahres 371 gewesen (S. 260–281), das als Reaktion auf ein Schreiben des Athanasius an die illyrischen Gemeinden gesandt worden sei (S. 282–308). Für das zweite Schreiben – *Ea gratia/Non nobis quidquam* – kann R. nicht viel mehr als einige Vermutungen über Ursprung, Ursache und Gelegenheit der Abfassung bieten (S. 317–349). Mit Hilfe zweier weiterer Briefe des Damasus (*Per filium meum* und *Illud sane miramur*) versucht R., Entwicklungen in dem Verhältnis Roms zu den östlichen Gemeinden zu rekonstruieren (S. 350–381). Es folgt eine ausführliche Interpretation des *Tomus Damasi* (S. 381–425): R. gibt den Text in drei unterschiedlichen Überlieferungsformen wieder (S. 381–397), deren Urform „eine Art Erweiterung zum Nicaenum“ dargestellt habe (S. 425). Diese Schrift habe diverse Erweiterungen und Bearbeitungen erfahren, bis sie die uns vorliegende Form erreichte (S. 403–426).

Das fünfte Kapitel ist mit „Rom als Zentrum der christlichen Kirche“ überschrieben (S. 429–513) und behandelt Damasus' Ablehnung der Lehre des Apollinarius (S. 429–440). Durch zwei Schreiben an Acholius versucht R. den Einfluss des römischen Bischofs auf die Bischofswahl in Konstantinopel zu verdeutlichen (S. 441–467). Das *Decretum Damasi* (besser bekannt als *Decretum Gelasianum*) wird ausführlich behandelt (S. 468–513). Die ersten drei Teile des Schreibens bringt R. mit Damasus in Verbindung, während der restliche Text später verfasst sein soll. Der dritte Teil sei im Zuge einer römischen Synode im Jahr 382 entstanden; die ersten beiden Textabschnitte könnten indes nicht eindeutig dieser Synode zugewiesen werden (bes. S. 511).

2 Vgl. E. Schwartz: Über die Sammlung des Cod. Veronensis LX. ZNW 35, 1936, 1–23.

3 Dabei wäre es durchaus nicht notwendig gewesen, die relevanten Textpassagen gleich viermal wiederzugeben (S. 249–251; 253–259; 319–329; 344 f.).

Im sechsten Kapitel fasst R. die Ergebnisse nochmals auf wenigen Seiten zusammen (S. 514–516). Ein Anhang gibt Literatur- und Quellenverzeichnis (S. 519–547) sowie ein Stellen- (S. 549–560), Personen- (S. 561–563) und Sachregister (S. 564–567). R. hat in ihrer Arbeit so gut wie alle Quellen zu Leben und Wirken des Damasus versammelt, akribische Quellenstudien angestellt und einige bisher weniger beachtete Aspekte des Episkopates näher untersucht. Alle relevanten Textstellen finden sich ausführlich zitiert und zumeist übersetzt; wichtige Passagen oder Begriffe werden von der Autorin hervorgehoben; komplexere Sachverhalte sind in tabellarischer Form zusammengefasst.

Neben diesen positiven Eindrücken sind jedoch auch gewisse Schwächen zu vermerken. So beeinträchtigen formale Fehler bisweilen den Lese- und Gedankenfluss.⁴ Verweise führen wiederholt in die Irre.⁵ Darüber hinaus finden sich argumentative Schwachpunkte und inhaltliche Ungenauigkeiten: Falsch ist beispielsweise, dass der römische Bischof grundsätzlich dem Clarissimat angehört habe (S. 165, Anm. 26).⁶ Nicht richtig ist auch die Behauptung, dass man über die Anrede *frater* auf den (klerikalen) Rang schließen könne (S. 350, Anm. 347).⁷ Die Liste solcher Monenda ließe sich problemlos erweitern. Vor allem vermisst man die Berücksichtigung neuerer Literatur, die nach Abschluss der Dissertation erschienen ist.⁸ So zitiert R. etwa das Dekretale *Ad Gallos episco-*

4 Z. B.: S. 32 bei Anm. 125 im Text: „zuende“ statt „zu Ende“; S. 55 verwechselt R. Ursinus mit Liberius; S. 536 und konsequent falsch in allen Fußnoten (z. B. S. 121, Anm. 164): „Lehmann U.“ statt „Lehmann T(omas)“; S. 216 „Jaspers“ statt „Jasper“ etc.

5 Exemplarisch: S. 71f.: Anm. 11 ist nicht aufgelöst; S. 81, Anm. 7 und S. 115, Anm. 131: Der Verweis auf H. Lietzmann: *Petrus und Paulus in Rom*, Bonn, ²1927, 179–189 müsste wohl lauten: S. 131–140, beweist aber dennoch nicht die von R. behauptete Identifizierung von Lucilla mit Lucina; S. 120, Anm. 158: eine alleinstehende Seitenangabe (1095–1099); interne Verweise, die an eine falsche Stelle führen: S. 112, Anm. 114 und 122, Anm. 175–176; S. 137, Anm. 263; S. 151, Anm. 302; S. 188, Anm. 116; S. 441, Anm. 48; etc.

6 Ohne Verweis, offensichtlich jedoch in Anlehnung an die überholte Vorstellung Theodor Klausers (Bischöfliche Insignien und Ehrenrechte, in: E. Dassmann (Hg.): *Gesammelte Arbeiten zur Literaturgeschichte, Kirchengeschichte und christlichen Archäologie*. Münster 1974 (unv. ND 1953), 195–212) von einer Nobilitierung der Bischöfe. Dagegen aber bereits überzeugend u. a. E. Jerg: *Vir venerabilis*. Wien 1970, 39 f.

7 Siehe dagegen Jerg (wie Anm. 6), v. a. 149 ff.

8 Vgl. z. B. H. Haupt: *Sprachliche Untersuchung zu den Epigrammen des Papstes Damasus I.* Diss. Wien 1971; E. Wirbelauer: *Die Nachfolgerbestimmung im römischen Bistum (3.–6. Jh.)*. *Klio* 76, 1994, 388–437; G. Wesch-Klein: *Damasus I., der Vater der päpstlichen Epigraphik*, in: T. M. Buck (Hrsg.): *Quellen, Kritik, Interpretation. Festgabe zum 60. Geburtstag von Hubert Mordek*. Frankfurt a. M. 1999, S. 1–30; A. Cain: *In Ambrosiaster's Shadow: a Critical Re-Evaluation of the*

pos nach der Edition von Ernst Ch. Babut aus dem Jahr 1904⁹; hätte sie statt dessen die neue Edition von Yves-Marie Duval aus dem Jahr 2005¹⁰ berücksichtigt, hätte nicht mühsam die Autorschaft des Damasus nachgewiesen werden müssen. Zudem finden sich mehrfach Wiederholungen ganzer Passagen (vor allem Quellenzitate), die nicht nur einmal, sondern zwei- und manchmal sogar dreimal abgedruckt werden.¹¹

Abschließend bleibt festzuhalten, dass R. sich vor allem durch eine zu meist positive Darstellung des „alten Kämpen“¹² von älteren Darstellungen der protestantischen Kirchengeschichtsschreibung abhebt. Insgesamt erwecken die Ausführungen jedoch über weite Strecken den Eindruck einer Sammlung quellenkritischer Einzelstudien; R. gelingt es nicht, von der historischen Person des Damasus ein konzises Porträt zu zeichnen. Und so liegt in der ausführlichen Aufbereitung der Überlieferung denn wohl auch das größte Verdienst der vorliegenden Arbeit. Das selbst formulierte Ziel, „aus vielen einzelnen Mosaiksteinchen ein Bild des Damasus zu zeichnen“ (S. 514), hat R. nicht erreicht.

Peter Kritzinger, Jena
pietrokritzinger@yahoo.it

[Inhalt Plekos 12,2010 HTML](#) [Startseite Plekos](#)

last Surviving Letter Exchange between Pope Damasus et Jerome. REAug 51, 2005, 257–277; P.-Y. Fux: Les patries des martyrs. Doctrine et métaphores chez les poètes Damase, Ambroise, Paulin de Nola et Prudence, in: O. Wermelinger, B. Näf u. a. (Hrsgg.): Mauritius und die Thebäische Legion / Saint-Maurice et la Légion thébaine (Koll. 17–20 Sept. 2003). Fribourg 2005, 365–375; S. Diefenbach: Römische Erinnerungsräume: Heiligenmemoria und Kollektive Identitäten im Rom des 3. bis 5. Jahrhunderts n. Chr. Berlin 2007 (Rez. Plekos 11, 2009, 69–72), v. a. S. 215–329; E. A. Eguiarte Bendímez: Damasus and Eutychius. The texts of Virgil in the „Elogium“ of Eutychius. *Mayéutica* 33, 2007, 355–365; I.-V. Leb: Saint Basil the Great (329–379) and Pope Damasus of Rome (366–384). OF 23, 2009, 155–162; u. v. m.

9 E. C. Babut: *La plus ancienne décrétale*. Paris, 1904.

10 Y.-M. Duval: *La décrétale Ad Gallos Episcopos: Son texte et son auteur*. Leiden/Boston. 2005.

11 Siehe z. B.: S. 71 und S. 108; S. 72 und 110; S. 77 und 131; S. 79 und 121; S. 80 und 116; S. 81 und 114 und 115; S. 85 und 104; S. 89 und 129; S. 91 und 149; S. 158, Anm. 12 und 172 f., Anm. 54 f; S. 155 und S. 178; S. 181 und S. 183, Anm. 84; S. 183, Anm. 91 und S. 184, Anm. 93; S. 184, Anm. 92 und ebenda Anm. 95 und Anm. 96; S. 249–251 und 253–259 etc. Fußnote 45 auf S. 66 scheint mit der Kopierfunktion auf die S. 112, Anm. 121 übertragen worden zu sein.

12 E. Caspar: *Geschichte des Papsttums*. Tübingen 1930, S. 205.

Aurelius Augustinus: *Confessiones* – Bekenntnisse. Lateinisch/Deutsch. Übersetzt, herausgegeben und kommentiert von Kurt Flasch und Burkhard Mojsisch. Mit einer Einleitung von Kurt Flasch. Stuttgart: Reclam 2009 (Reclams Universal-Bibliothek 18676). 810 S. EUR 14.80.

Die vorliegende zweisprachige Ausgabe der *Confessiones* ist der dritte Beitrag des Duos Flasch-Mojsisch zur Erschließung der *Confessiones* für ein zeitgenössisches deutschsprachiges Publikum. Ihre Übersetzung ist ursprünglich schon 1989 bei Reclam erschienen, eine gebundene Ausgabe mit anderer Seitenzählung folgte 2008 ebenfalls bei Reclam.¹ Eine Angabe über das Verhältnis der neuen zweisprachigen Ausgabe zu den älteren Reclam-Bänden fehlt, doch lässt sich aus einem Querverweis mit falscher Seitenzahl in Anm. 1 der Einleitung schließen, dass der Text der Ausgabe von 1989 folgt und nicht neu bearbeitet worden ist.² So finden sich z.B. auch Anmerkungsnummern nach wie vor nur in der Übersetzung, was etwas bedauerlich ist, gerade bei Zitaten. Doch mit dem neuen Band hat nun auch der Leser, der den lateinischen Text bei der Lektüre stets im Blick haben möchte, eine Alternative zu den zweisprachigen Ausgaben mit den Übersetzungen von Bernhart (München 1955) und Thimme (Zürich 1950), die beide über ein halbes Jahrhundert alt sind.³ Flasch und Mojsisch strebten aber nicht nur eine Modernisierung der deutschen Übersetzung an, sondern stellten diese auch auf eine neue Textgrundlage, nämlich die Ausgabe von Verheijen (CCL 27, 1981), die an ca. 200 Stellen von Skutella (Leipzig 1934) abweicht. Von einem praktischen Gesichtspunkt aus ist die Wahl von Verheijens Text sehr zu begrüßen, da die CCL-Bände für ein Publikum von Studierenden und Nicht-Spezialisten im allgemeinen unerschwinglich sind. Sein Text ist nun einer breiteren Leserschaft bequem zugänglich.⁴

Flasch und Mojsisch sind Verheijen auch darin gefolgt, die unzähligen Bibelzitate und Anklänge an Bibelstellen nicht typographisch vom Kontext abzuheben (anders als Skutella sowie Hefele, Bernhart und Thimme). Obwohl der modernen Leserschaft, deren Bibelfestigkeit oft nicht sehr zuverlässig ist, auf diese Weise eine wichtige Dimension der *Confessiones* weitgehend verborgen bleibt, ist diese Entscheidung insofern gerechtfertigt, als auch das antike Zielpu-

- 1 Universal-Bibliothek 2792 von 1989. Vgl. auch Universal-Bibliothek 18582 (Kurt Flaschs zweisprachige Ausgabe der Bücher 10-11).
- 2 Ein weiteres editorisches Versehen ist der Verweis auf Bolgiani (S. 15 Anm. 7), der im Literaturverzeichnis nicht aufgeführt ist.
- 3 Auch Hermann Hefeles Übersetzung (Jena 1921) ist immer noch im Buchhandel erhältlich.
- 4 Auf die Einarbeitung jüngerer textkritischer Beiträge wurde verzichtet. Vgl. z.B. Chr. Gnilka: Bemerkungen zum Text der *Confessiones* Augustins. *VChr* 59, 2005, 178–186.

blikum die Bibel nicht unbedingt sehr gut kannte. Ausserdem war es Augustin sicherlich eher daran gelegen, eine eigene, neue Kunstsprache zu schaffen, als sein Werk als eine Art Bibelcollage verstanden zu wissen.

Die zuerst 1989 erschienene Einleitung von K. Flasch bereitet den Leser auf knapp dreissig Seiten umsichtig auf die Begegnung mit den *Confessiones* vor. Flasch versucht nicht nur, dem modernen Leser Brücken zu bauen, indem er Einblick in Entstehung, Kontext und Inhalt des Werks gibt, sondern er scheut sich auch nicht, das Unvertraute, Problematische und Widersprüchliche gleich beim Namen zu nennen (z.B. die vielen Tränen, die Beurteilung des Birnendiebstahls, die Ablehnung der antiken Literatur und des Theaters). Er stellt klar, dass die *Confessiones* nicht die dokumentarische Erzählung eines Lebens sind, sondern vielmehr ein „Thesenbuch“, zu dessen Anliegen es vorrangig gehört, einen Platz zu finden für das Böse. Mit der Lokalisierung des Bösen im Menschen, die in engem Zusammenhang mit der Entwicklung der Gnadenlehre steht, bricht Augustin einerseits mit dem Dualismus der Manichäer, andererseits mit der Autarkie-Idee der antiken Philosophie. Gleichzeitig findet er in der Lokalisierung des Bösen im Menschen einen Grund für sein eben diesem Bruch vorangegangenes Irren.⁵ Allerdings geschieht dies nicht ohne „Verlegenheiten“. Überreste eines neuplatonischen Gottesbegriffes und biblische Sprechweise bilden ein „unausgeglichenes Nebeneinander“ (S. 21), und die Gnadenlehre hebt die Teilnahme des Menschen an absoluten Massstäben auf, obwohl sie ohne solche gar nicht formulierbar ist (S. 22). Neben diesen systematischen Problemen diskutiert Flasch auch Möglichkeiten einer psychoanalytischen Deutung der autobiographischen Schilderung, nicht ohne auf die Gefahr hinzuweisen, Stilisierung und rhetorische Absicht zu unterschätzen. Die Komplexität der *Confessiones*, die zugleich befremdlich und überraschend modern wirken, kommt hier gut zum Ausdruck. Etwas allzu summarisch werden vielleicht die letzten drei Bücher der *Confessiones* behandelt. Die Bibelauslegung der Bücher 11–13 dient nicht einfach der ‚Entfaltung‘ bestimmter Einsichten (S. 10). Denn damit ist ja die Frage noch nicht beantwortet, warum die gewonnenen Einsichten gerade auf diese Art und Weise, also anhand der Bibellektüre, entfaltet werden. Die fundamentale Rolle der Bibel als Quelle, aus der sich die christliche Weltsicht erst konstituiert, sowie der Lektüre und Auslegung als Praxis, die das christliche Leben prägt, kann hier nicht genügend betont werden.⁶

Die Vorzüge der Übersetzung, die sich Flasch und Mojsisch aufgeteilt haben, liegen vor allem in ihrer guten Lesbarkeit, die durch die für den heutigen Geschmack natürliche Wortstellung und die relative Einfachheit des Vokabulars

5 Die Idee eines ‚Bruchs‘ in Augustins Denken (S. 11) wird neuerdings von Carol Harrison kritisch diskutiert (*Rethinking Augustine's early theology. An argument for continuity*, Oxford 2006).

6 Zum zweiten Punkt vgl. z. B. G. Jeanmart: *Herméneutique et subjectivité dans les Confessions d'Augustin*. Turnhout 2006.

erreicht wird. Damit gelingt den beiden Übersetzern übrigens auch eine grössere Nähe zur manchmal überraschend simplen Ausdrucksweise Augustins. Man vergleiche z. B. die Übersetzungen von *homo, aliqua portio creaturae tuae* (1, 1, 1):

„der Mensch, ein winzig Stück Kreatur von dir“ (Hefe),

„der Mensch, ein kümmerlicher Abriss Deiner Schöpfung“ (Bernhart),

„ein Mensch, der doch nur ein Stücklein ist deiner Kreatur“ (Thimme),

„ein Mensch, irgend so ein Stück deiner Schöpfung“ (Flasch).

Original wie Übersetzung wirken hier gerade durch die unumwundene Schlichtheit der Wortwahl eindringlich.

Kleine Versehen fehlen nicht, z. B. 2, 3, 6: *Itaque illa* (sc. Monica) *exsiluit pia trepidatione ac tremore et quamvis mihi nondum fidei, timuit tamen vias distortas*. Mojsisch übersetzt hier „Daher erzitterte meine Mutter sehr in frommer Angst und fruchtete für mich, ich könnte, wenngleich ich noch kein gläubiger Christ war, dennoch unheilvolle Wege beschreiten.“ Dies klingt widersinnig, wenn man nicht mit der damaligen Tauf- und Busspraxis vertraut ist; denn man könnte ja davon ausgehen, dass einer, der sich noch nicht (durch die Taufe) zum Christentum bekannt hat, umso mehr auf unheilvollen Wegen wandelt als ein bekennender Christ (es war jedoch grob gesagt so, dass Vergehen nach der Taufe viel schwerer wogen, weil sie im Gegensatz zu solchen, die vor der Taufe lagen, nicht mehr durch die Taufe reingewaschen werden konnten, sondern nach strengen Vorschriften gesühnt werden mussten). *tamen* gehört daher auf jeden Fall zu *timuit*, im Sinne von: obwohl Augustin ja noch gar nicht getauft war, fürchtete Monica dennoch . . . (worin sich ihre ausgeprägte, fast übertriebene Sorge um den Sohn ausdrückt). Ein Hinweis auf die damalige Tauf- und Busspraxis, aus der allein sich der Gegensatz *quamvis – tamen* erklärt, wäre hier hilfreich gewesen (ein solcher ist z. B. bei Simonetti et al. zu finden). Ein Vergleich zeigt übrigens, dass Hefe das richtige trifft, während Bernhart und Thimme das Problem abschwächten (aber nicht lösten), indem sie *tamen* einfach unübersetzt liessen.⁷ Hingegen wären im Sinne einer treuen Wiedergabe der konkreten Bildersprache Augustins die Übersetzungen „verkehrt“ (Hefe) oder „krumm“ (Bernhart) für *distortas* wohl vorzuziehen.

Die Anmerkungen geben auf knappem Raum Auskunft über Zitate, Sachprobleme, historische und philosophische Zusammenhänge, bisweilen wird auch

⁷ „So erzitterte nun meine Mutter in Angst und frommem Schrecken, und ob ich gleich noch nicht getauft war, bangte sie doch um mich, ich könnte die verkehrten Wege gehen“ (Hefe),

„und so fuhr sie auf, erzitternd in frommer Angst, und ob ich gleich noch nicht zu den Gläubigen zählte, bangte sie für mich vor den krummen Wegen“ (Bernhart),

„Daher erzitterte sie in frommer Herzensangst und bangte um mich, obwohl ich noch nicht gläubig war, ich möchte unheilvolle Wege gehen“ (Thimme).

weiterführende Literatur genannt. Es ist unvermeidlich, dass die schwierige Balance zwischen nützlicher Information und Kürze nicht immer gelingt. So erwähnt Anm. 6 (S. 777 f.) zwar Hiob und Paulus als mögliche Inspirationsquellen für Augustins Sicht des Kindes; der Leser bleibt jedoch im Unklaren darüber, ob die entsprechenden Zitate (oder Anklänge) in den *Confessiones* zu finden sind oder anderswo.

Bei den Literaturhinweisen, die bis zum Jahr 2001 aktualisiert sind, überrascht vielleicht die Abwesenheit des Kommentars von J. J. O'Donnell (Oxford 1992, auch [online](#)). Erwähnung verdienten daneben auch folgende Titel neueren Datums:

N. Fischer (Hrsg.): *Suche nach dem wahren Leben. Confessiones X – Bekenntnisse 10. Lateinisch/Deutsch*. Hamburg 2006.

Ders.: *Was ist Zeit? Confessiones XI – Bekenntnisse 11. Lateinisch/Deutsch*. Hamburg 2000.

G. Clark (Hrsg.): *Augustine, Confessions. Books I–IV*. Cambridge 1995.

M. Simonetti et al. (Hrsgg.): *Sant'Agostino, Confessioni*. 5 Bde. Mailand 1992–1997.

N. Fischer, C. Mayer (Hrsgg.): *Die Confessiones des Augustinus von Hippo. Einführungen und Interpretationen zu den dreizehn Büchern* (Freiburg u. a. 1998).

M.-A. Vannier: *Les «Confessions» de saint Augustin*. Paris 2007.

W. E. Mann (Hrsg.): *Augustine's «Confessions»*. Critical essays. Lanham Md. 2006.

J. Brachtendorf: *Augustins «Confessiones»* (Darmstadt 2005).

Von Peter Browns Biographie wäre die erweiterte Neuausgabe von 2000 zu zitieren (auch auf Deutsch erschienen).

Es ist ein Gewinn, dass die Übersetzung von Flasch und Mojsisch nun auch in einer zweisprachigen Ausgabe vorliegt. Der Band wird sich als Einstieg in die *Confessiones* oder zur Auffrischung vergangener Lektüren mit Sicherheit bewähren.

Karin Schlapbach, Ottawa/Göttingen
karin.schlapbach@uottawa.ca

Peter Seele: *Philosophie der Epochenschwelle. Augustin zwischen Antike und Mittelalter*. Berlin: de Gruyter 2008 (Quellen und Studien zur Philosophie 80). XIII, 285 S. EUR 78.00. ISBN 978-3-11-019475-3.

Der Gemeinplatz, dass Augustin am Übergang von der Antike zum Mittelalter anzusiedeln sei, ja diesen Übergang geradezu verkörpere, ist in der Forschung oft wiederholt, aber gemäss dem Autor der vorliegenden Studie (im Folgenden S.) selten belegt oder zum expliziten Forschungsgegenstand erhoben worden. S. verfolgt ein doppeltes Ziel, nämlich die historiographischen und geschichtsphilosophischen Begriffe der Epoche und Epochenschwelle kritisch zu beleuchten und Augustin als Beispiel einer „Schwellenfigur“ zu erweisen (243). Nach einer allgemeinen Einleitung rekapituliert S. in Anlehnung an Hans Blumenberg und Kurt Flasch Nutzen und Grenzen des Konzepts Epochenschwelle (Kap. 2.1 und 3), und im Rückgriff auf den Wissenschaftsphilosophen Thomas Kuhn und den Ökonomen Douglass North stellt er Modelle des Wandels dar (Kap. 2.2). Daran anschliessend versucht S., Augustin am Übergang zwischen Antike und Mittelalter zu situieren, wobei er inneren (man könnte sagen: individuellen) und äusseren (politischen, kulturellen und religiösen) Wandel gleichermaßen in den Blick nimmt (Kap. 4). Schlussfolgerungen, Literaturverzeichnis und ein Register (Namen und Sachen) schliessen den Band ab.

Das Problem der vorliegenden Studie, um es gleich vorweg zu nehmen, liegt in der vielleicht allzu breiten Fragestellung. Angestrebt wird sowohl ein neues Augustinbild als auch eine neue Sichtweise der Epochenschwelle Antike-Mittelalter (80). Das heisst, S. versucht gewissermassen, eine Rechnung mit drei Unbekannten zu machen: Antike, Mittelalter, Augustin. Inwiefern Augustin den heuristischen Kategorien Antike bzw. Mittelalter zuzurechnen sei, wird anhand von Referaten der entsprechenden Forschungsmeinungen dargelegt (S. 86–105); allerdings entspricht die zitierte Literatur nicht immer dem neusten Stand der Forschung. Ergebnis der Übersicht ist die These, dass die Epochenschwelle als eigenständige Phase des Übergangs konstruiert werden muss, in der sich Zäsur und Kontinuität gleichermaßen feststellen lassen. Um eine neue oder kontroverse Ansicht handelt es sich dabei allerdings kaum; zu einem ähnlichen Schluss kommt z. B. schon C. Meier, *Kontinuität – Diskontinuität im Uebergang von der Antike zum Mittelalter*, in: H. Trümpy (Hrsg.), *Kontinuität – Diskontinuität in den Geisteswissenschaften*, Darmstadt 1973, 53–94.

Kapitel 4.2 ist das eigentliche Herzstück der Arbeit, da hier der innere Wandel Augustins als exemplarisch und für die Erfassung der Epochenschwelle signifikant erwiesen werden soll. Auch hier stützt sich S. vornehmlich auf Biographien, Gesamtdarstellungen und Enzyklopädien wie z. B. A. D. Fitzgerald (Hrsg.), *Augustine through the ages* (1999). Der allgemeine und oft einführende Charakter dieser Werke mag mit dazu beitragen, dass die Diskussion zentraler

Textstellen bisweilen oberflächlich bleibt und von Missverständnissen nicht frei ist. So schreibt S. über *Confessiones* 3, 4, 8 (wo die Lektüre des Buchs *Hortensius* dargestellt wird), die Stelle belege Augustins Hinwendung zur Philosophie, während die Hinwendung zu Gott erst viel später erfolgt sei (170). Angesichts des Wortlauts der Stelle („Zu dir, Herr, wandte es“ (scil. das Buch) „meine Gebete . . . Wie glühte ich, mein Gott, wie glühte ich, vom Irdischen mich zu erheben zu dir“) müsste diese Behauptung näher erläutert werden. Was eine Stelle wie diese vielmehr zeigt, ist, dass die Hinwendung zur Philosophie und diejenige zu Gott einander nicht ausschliessen mussten und es im Fall von Augustin sicherlich auch nicht taten. Es ist daher auch nicht nötig, die alte Frage, ob sich Augustin im Garten von Mailand zum Christentum oder zum Neuplatonismus bekehrt habe, als ein Entweder-Oder zu präsentieren (z. B. 90); dies kann nur in eine Sackgasse führen.

Vielsprechend ist die Einbeziehung ökonomischer Theorien des Wandels in die Untersuchung. Allerdings ist die gezwungenermassen verkürzte Darstellung komplexer Modelle nicht ohne Probleme. Gemäss S.s Referat stehen die Begriffe „Big bang“ und „Gradualismus“ für Strategien, mit denen Wandel bewusst herbeigeführt werden soll, nämlich diskontinuierlich oder kontinuierlich (58 f.). Von einer Absicht, Wandel herbeizuführen, kann jedoch bei Augustin nicht die Rede sein. Im Zentrum der *Confessiones* steht das Zögern und das Zaudern, und die Entwicklung, die stattfindet, wird einzig als Resultat des Wirken Gottes dargestellt. Es fragt sich daher, wie hilfreich die Übertragung der ökonomischen Modelle sein kann, wenn so wichtige Grundvoraussetzungen divergieren. Positiv ist, dass S. weder das eine noch das andere Modell bevorzugt, sondern vielmehr eine synthetische Beschreibung der verschiedenen Ebenen der Bekehrung versucht, die schrittweise Entwicklung und retrospektives Bündeln derselben zugleich ist (209).

Spätestens seit Courcelles detaillierten Vergleichen von Augustins Frühschriften und den *Confessiones* ist klar, dass sich an Augustins Darstellung seines eigenen Lebens zeigt, was Kuhn seinerseits in der Analyse wissenschaftlicher Revolutionen festgestellt hat, nämlich dass epochale Einschnitte erst in der Retrospektive als solche erkannt bzw. benannt werden können (33). Eine Epochenschwelle hat keine Zeitzeugen (Blumenberg). Im Falle der ‚Epochen‘ einer einzelnen Biographie, die sich ex post konstituieren, stellt sich aber umso deutlicher die Frage, ob es denn so etwas wie ein ‚retrospektives Erleben‘ gibt, denn zur Debatte stehen nicht scheinbar objektive Ereignisse wie Kriege oder Bevölkerungsschwund, sondern es geht explizit um Erfahrung, also eine subjektive Kategorie.

Wenn hier interessante philosophische Fragen angestossen werden, so besteht ein grundlegendes Problem des historiographischen Anspruchs der Arbeit in der Tatsache, dass S. die neuere Forschung zur Spätantike komplett ignoriert. Die Spätantike hat sich in jüngerer Zeit durch eine Vielzahl von Publikationen,

neu gegründeten internationalen Zeitschriften und Tagungen geradezu zu einer eigenständigen Disziplin entwickelt. Selbstverständlich gehört zu den vorrangigen Fragen dieser Disziplin die Bestimmung ihres Gegenstandes, nämlich der Spätantike als Epoche oder, wenn man am Dreierschema Antike-Mittelalter-Neuzeit festhalten wollte, als eigenständiger Phase zwischen den Epochen (vgl. 43). Es wäre sicher lohnend gewesen, sich mit der entsprechenden Forschungsliteratur vertraut zu machen und die Vielzahl an Argumenten und Kriterien wenigstens in Ansätzen zur Kenntnis zu nehmen, die für eine lange oder ein kurze Dauer der Spätantike, für ein Ende oder eine Transformation der Antike, für Wandel oder Kontinuität geltend gemacht werden.¹ Stattdessen bleibt S. einem altmodischen und unreflektierten Begriff vom Niedergang Roms verhaftet (z. B. 3; 46; 49; 56; 90), für den er zwar Autoritäten wie Kuhn, Blumenberg, North und Flasch anführt, aber ausser F. G. Maier von 1955 kaum althistorische Spezialliteratur zu Wort kommen lässt. Damit wird S. seiner ambitionierten Fragestellung nicht gerecht.

Abschliessend soll angemerkt werden, dass die bibliographischen Angaben, insbesondere die der Werke Augustins, einige Versehen enthalten (es fehlt bei mehreren Titeln die Angabe der Herausgeber bzw. Übersetzer; *Contra Academicos* ist nicht von mir ediert oder übersetzt, sondern vielmehr kommentiert worden). Der Verweis auf das Corpus Augustinianum Gissense ist wenig benutzerfreundlich, da manche Leser immer noch gedruckte Ausgaben vorziehen werden oder keinen Zugang zur CD-Rom haben. Der wichtige Band Epochenschwelle und Epochenbewusstsein, Poetik und Hermeneutik 12 (München 1987) wurde von R. Herzog und R. Koselleck herausgegeben. Durchweg falsch geschrieben ist Gareth Matthews (nicht Metthewes oder Methewes).

Karin Schlapbach, Ottawa/Göttingen
karin.schlapbach@uottawa.ca

[Inhalt Plekos 12,2010 HTML](#) [Startseite Plekos](#)

1 Zahlreiche Aspekte der jüngeren Kontroverse sind gut zusammengefasst in *Journal of Late Antiquity* 1, 2008.

Laura Miguélez Cavero: *Poems in Context. Greek Poetry in the Egyptian Thebaid 200–600 AD*. Berlin/New York: Walter de Gruyter 2008 (Sozomena 2). XII, 442 S., 1 Tab., 2 Karten. EUR 98.00. ISBN 978-3-11-020273-1.

Die griechische Hexameterdichtung der (späteren) Kaiserzeit ist erst vor wenigen Jahren aus ihrem forschungsgeschichtlichen Dornröschenschlaf erwacht. Nach einigen wegweisenden Arbeiten zu einzelnen Epikern dieser Jahrhunderte¹ war eine synoptische, autorenübergreifende Untersuchung längst überfällig; Laura Miguélez Cavero (im Folgenden LMC) leistet mit ihrer stattlichen Monographie, die aus einer an der Universität von Salamanca entstandenen Dissertation hervorgegangen ist, diesbezüglich Pionierarbeit und liefert einen wertvollen Beitrag zu dieser schmerzlich empfundenen Forschungslücke. Ihr Buch umfasst die Jahre 200 bis 600 n. Chr., deckt also – grob gesagt – die Zeit von der römischen Reichskrise bis in die frühbyzantinische Epoche ab. Geographisch beschränkt sich die Autorin gemäss Buchtitel und eigener programmatischer Aussage (s. Vorwort S. V) auf die Thebais, also auf Oberägypten; allerdings sind Textzeugnisse aus ganz Ägypten – insbesondere auch zahlreiche Papyri aus dem unterägyptischen Oxyrhynchus – Gegenstand ihrer Betrachtung, ja die Berücksichtigung der auf Papyri überlieferten Hexametertexte stellt geradezu einen der gewinnbringendsten Hauptaspekte von LMCs Untersuchung dar (s. u.). Desgleichen ist LMCs Verwendung der Begriffe „poem“ bzw. „poetry“ irreführend: wo immer sie davon spricht, meint sie implizit Hexameterdichtung; jegliche andere Formen von Dichtung (selbst die Elegie) werden (m. E. völlig zu Recht) ausgespart. Darum vorweg: man darf sich vom Buchtitel nicht irreführen lassen – was sich als „Greek Poetry in the Egyptian Thebaid 200–600 AD“ ausgibt, müsste vielmehr „Greek Hexameter Poetry in Egypt 200–600 AD“ (o. ä.) heissen; liest man das Buch von Beginn weg mit diesem ‚Korrekturwissen‘ im Hinterkopf, so bleibt einem ein gerüttelt Mass an anfänglicher Verwirrung erspart.

Ausgangspunkt für LMCs Untersuchung ist der Umstand, dass die Revitalisierung und Produktion griechischsprachiger Hexameterdichtung des 3.–6. Jhs. n. Chr. eine hauptsächlich auf den ägyptischen Raum fokussierte Angelegenheit darstellt, die – so die *communis opinio* – in den *Dionysiaca* des Nonnos von Panopolis ihren Brennpunkt findet, infolgedessen die traditionelle Literaturgeschichtsschreibung eine ‚Schule des Nonnos‘ postuliert hat, deren Haupt-

1 Genannt seien exempli gratia der Kommentar zu Christodor von Koptos von Tisconi (2000), die Monographie zu Nonnos' *Dionysiaca* von Shorrock (2001) oder der Sammelband zu Quintus Smyrnaeus von Baumbach/Bär (2007). Nicht zu vergessen ist ferner die erst vor kurzem abgeschlossene, von Francis Vian initiierte und betreute Neuedition der *Dionysiaca* in der *Édition Budé* (1976–2006).

merkmal in dessen (angeblicher) ‚Metrikreform‘ bestanden habe und dessen Schüler u. a. Triphiodor, Kolluthos und Musaios gewesen sein sollen.² Stellt die geographische Fixierung auf Ägypten ein objektivierbares (wiewohl grundsätzlich [wenigstens partiell] auch auf reine Überlieferungszufälle zurückführbares) Faktum dar, so ist die Annahme einer ‚Schule des Nonnos‘ a priori als literaturhistorisches Konstrukt zu werten, dessen Validität zu prüfen sich die Autorin der vorliegenden Studie vorgenommen hat.³ Zur Erreichung dieses Ziels hat sie den Horizont bestehender Forschungsarbeit in zweierlei Hinsicht massgeblich erweitert: quantitativ, indem sie nebst den allgemein bekannten, handschriftlich überlieferten Hexametergedichten (nebst Nonnos’ *Dionysiaca* sind dies Triphiodors *Ἰλίου ᾠδῶσις*, Musaios’ *Hero und Leander* sowie Christodors *Ἐκφρασις τῶν ἀγαλμάτων τῶν εἰς τὸ δημόσιον γυμνάσιον τοῦ ἐπικαλουμένου Ζευξίππου*) auch die immensen, wiewohl (naturgemäss) fast ausschliesslich Fragmente zutage fördernden (und deshalb umso diffiziler auszuwertenden) ‚materiellen‘ Textzeugnisse – das meiste davon sind Papyri – konsequent mitberücksichtigt hat; qualitativ, indem sie – getreu dem Haupttitel des Buches – eine möglichst umfassende Kontextualisierung der gesamten berücksichtigten Texte und Textfragmente leistet.

Im ersten Hauptteil ihrer Arbeit (S. 3–105)⁴ trägt LMC die hexametrischen Textzeugnisse Ägyptens aus der fraglichen Periode systematisch zusammen. Nach ein paar allgemeinen Bemerkungen zur Poesie im griechischen Osten des 3.–6. Jhs. (S. 3–5) sowie zu den in der Untersuchung sonst völlig ausgesparten Prosaautoren Ägyptens (S. 6–12) folgt ein Überblick über die „Poetry in the Thebaid“ (S. 12–85), der realiter vielmehr den ganzen ägyptischen Raum inkludiert (s. o.). Dessen Teile über die handschriftlich überlieferten Hexametergedichte von Triphiodor, Nonnos, Musaios, Kyros von Panopolis und Christodor (S. 12–33) sowie über die nur dem Namen nach bekannten Dichter (S. 79–85) bieten inhaltlich wenig Neues, sind aber als Zusammenstellung und Über-

- 2 Vgl. z. B. (gewissermassen pars pro toto) Christ (³1898) 788–790, der nebst den drei genannten auch noch Kyros von Panopolis, Claudian von Alexandria und Eudocia Augusta als Schüler des Nonnos anführt, die sich alle „an die durch Nonnos eingeführte Technik des Versbaus hielt[en]“ (788). Diese Annahme wurde erstmals 1972 durch die Publikation von P. Oxy. 41.2946 in den Grundfesten erschüttert, da aufgrund dieses Papyrusfunds der angebliche ‚Nonnoschüler‘ Triphiodor mindestens ein Jahrhundert vor seinen ‚Lehrer‘ datiert werden muss (Poems in Context S. 14–15). Nichtsdestotrotz wird die Annahme einer ‚Metrikreform des Nonnos‘ auch heutzutage noch hartnäckig vertreten, bspw. im einschlägigen DNP-Artikel (= Fornaro [2000] 997).
- 3 Die m. E. unpräzise (s. o.) Titelgebung rührt wohl daher, dass Nonnos von Panopolis den Ausgangspunkt für die Studie bildet.
- 4 „Chapter 1: The so-called school of Nonnus in the literary context of Panopolis (3rd–6th c. AD)“.

blick gleichwohl gewinnbringend. Herzstück des Kapitels ist jedoch die durchnummerierte Sammlung von nicht-handschriftlich überlieferten, gesamthaft 59 Textzeugnissen („Works known only through inscriptions, papyri, parchment and tablets“, S. 33–79),⁵ die LMCs Buch zu einem äusserst nützlichen und übersichtlichen Nachschlage- und Referenzwerk machen: Systematisch werden nach jeweils erschöpfenden Angaben zu bestehenden Editionen und weiterführender Bibliographie die bekannten (oder angenommenen) Daten und Fakten zu Autor, Herkunft, Datierung, Textträger, Stil und Metrik, Genre sowie Inhalt geliefert; überaus benutzerfreundlich (gerade im Hinblick auf allfällige weitere vergleichende Studien oder Kommentaranarbeiten) sind ausserdem auch die von der Autorin zahlreich angebrachten Querverweise zwischen den Textfragmenten („to be compared with . . . “). Wünschenswert wäre, als Ergänzung dazu – vielleicht in einem separaten Bändchen, vielleicht als Anhang in einer allfälligen Zweitaufgabe – auch die Texte selbst sowie eine Übersetzung griffbereit zu haben. Der Rest des ersten Hauptteils (S. 85–105) ist sodann einer ersten Evaluation der zusammengetragenen und systematisierten Textbefunde gewidmet: LMC kommt zum Schluss, dass (S. 99) „Egypt is not an exceptional or rare case nor is the era extraordinary: what is extraordinary are the conditions of conservation, which allow us to gather medieval manuscripts, ancient inscriptions and papyri, as well as references from other authors, with which we can reconstruct a rich literary panorama, but we do not know to what extent it is complete.“ Es gibt, so LMC, letztlich keine stichhaltigen Beweis, welche die tatsächliche Existenz einer ‚Schule des Nonnos‘ wahrscheinlich machen würden – zu reichhaltig ist einerseits die Produktion an Hexameterdichtung im ägyptischen Raum während des 3.–6. Jhs., zu diversifiziert sind andererseits die verschiedenen Autoren in zeitlicher wie geographischer Hinsicht. Nonnos stellt in diesem ganzen Kosmos im Endeffekt nur insofern einen Sonderfall dar, als sein Werk (die *Dionysiaca*; nicht zu vergessen danebst auch die *Paraphrasis*, die in der ganzen Studie m. E. etwas zu stiefmütterlich behandelt wird) von gigantischem Umfang sowie vollständig überliefert ist. Hinzu kommt, dass „[t]here has never been a clear idea of what features are necessary for an author to be considered a member of this school, and so the implication of calling an author, work or style ‘Nonnian’ has not been fully clarified“ (S. 93), so dass „it seemed that any work that had anything in common with the 48 cantos of Nonnus’ *Dionysiaca* . . . could be called Nonnian“ (S. 104–105).

Dieser Negativbefund wird nun im Rest des Buches unter verschiedenen Gesichtspunkten wiederholt geprüft: Der zweite Hauptteil (S. 106–190)⁶ ist eine systematische Zusammenstellung stilistischer und metrischer Partikularitäten der fraglichen Hexametertexte (unter hauptsächlichlicher Berücksichtigung

5 Ausgespart sind Hexametertexte hymnischen und astrologischen Inhalts, s. Poems in Context S. 33–34, Fn. 226.

6 „Chapter 2: Common stylistic features“.

der *Dionysiaca*) – ein besonderes Augenmerk liegt u. a. auf der für diese Texte typischen sinnlichen Anschaulichkeit (ἐνάργεια) im Vokabularbereich (S. 127–138) sowie auf der ποικιλία (S. 162–167, u. a.), die sich, so LMC, nicht als rein Nonnianisches, sondern als allgemein spätantikes ästhetisches Konzept erweist, mit dem sich die Epik dieser Jahrhunderte von ihren archaisch-„klassischen“ bzw. hellenistischen Vorläufern abhebt.⁷ Dieser ganze zweite Teil bringt zwar gesamthaft ebenfalls wenig wirklich Neues an Forschungsergebnissen,⁸ bietet jedoch eine willkommene Synthese von grossenteils Bekanntem sowie v. a. eine ‚ganzheitliche‘ Deutung dieser sprachlich-stilistischen Phänomene („Conclusions“, S. 187–190). Der Befund des ersten Hauptteils bestätigt sich hier im Wesentlichen: „we cannot talk of a school of Nonnus, because these authors and compositions appear before him and are found in places where we cannot prove a direct influence of the *Dionysiaca* or the *Paraphrase*“ (S. 188); vielmehr müsse jedoch, so LMC, aufgrund der künstlerischen Vollendung, des hohen Anspruchs („composing this kind of poetry was difficult, very difficult“, S. 187) und der auffallenden stilistisch-ästhetischen Kohärenz zwischen den einzelnen Texten von einem gemeinsamen, elitär ausgerichteten Bildungshintergrund der Dichter ausgegangen werden (LMC gebraucht in diesem Zusammenhang die Begriffe βιβλιακὴ ἔξις und σχολαστικὴ ἔξις, S. 189 u. ö.).

Dieser letzte Befund leitet über zum dritten Hauptteil (S. 191–263),⁹ der sich der Erziehung und dem Schulwesen im Raum von Panopolis während des 3.–6. Jhs. widmet. LMC kommt nach Auswertung zahlreicher, insbesondere papyrologischer Quellen zum Schluss, dass in Panopolis ein reges, wenn auch nicht im engeren Sinne ‚grossstädtisches‘ (also bspw. nicht mit Alexandria vergleichbares) kulturelles, intellektuelles und schulisches Leben und Treiben herrschte, dessen Ziel in einer spezifischen Elitenbildung bzw. Vorbereitung der lokalen Eliten auf eine ‚internationale‘ Karriere bestand („some well-off Panopolite families invested part of their surpluses in giving the following generation

7 Vgl. Poems in Context S. 165: „The centrality of the ποικιλία is a development of late antique aesthetics, since in earlier times writers were meant to keep a balance with homogeneity or repetition.“; S. 188: „This feature . . . is characteristic of Byzantine literature and can be found as well in compositions extant on papyrus.“ – Frühere Forschung hat diese Charakteristika nicht nur fälschlicherweise als rein (oder hauptsächlich) Nonnianisch, sondern auch als gegenüber dem ‚klassischen Ideal‘ inferior, ja dekadent angesehen; vgl. z. B. Keydell (1936) 911: „Unanschaulichkeit in Sprache und Darstellung, Maßlosigkeit in Aktion und Ausdruck machen die *Dionysiaca* zu einem Gegenbeispiel des Klassischen . . .“.

8 Die Standarduntersuchung zu Metrik und Stil der kaiserzeitlichen Epik bis und mit Nonnos, von der auch LMC wesentlich zehrt, ist nach wie vor das Buch von Wifstrand (1933). Interessant ist, dass Wifstrand nie von einer ‚Schule des Nonnos‘ spricht, wie LMC selber ausführt (Poems in Context S. 95).

9 „Chapter 3: The role of culture and education in Panopolis (3rd–6th c. AD)“.

a literate and literary training. They probably thought that it was the means of securing for them a place in the cultural élite, both in town and beyond it“ (S. 263). Besonders eindrücklich (sowie aufgrund der hohen Benutzerfreundlichkeit von grossem Wert für die künftige Forschung) ist in diesem dritten Teil die Zusammenstellung aller in Panopolis gefundenen literarischen Papyri, also sozusagen der ‚Bibliothek von Panopolis‘ (S. 219–221; zur Diskussion von Bedeutung und Besitzer s. S. 222–226), deren grösster Teil heute Bestandteil der Sammlung Bodmer in Coligny/Genf ist.

Im Anschluss an diese Erkenntnisse analysiert die Autorin in ihrem vierten und letzten Hauptteil (S. 264–370)¹⁰ ausgewählte Passagen aus ‚ihren‘ Texten vor dem Hintergrund zeitgenössischer Rhetoriktheorie und rhetorischer Schulpraxis. Dabei gelingt es ihr zu zeigen, dass die diversen Formen der in den Rhetorenschulen geübten und von den Theoretikern¹¹ gelehrteten *Progymnasmata* (διήγημα, ἔκφρασις, παράφρασις, ἠθοποιία, ἐγκώμιον; jeder Form ist ein eigenes Kapitel gewidmet) ihren Niederschlag, ihre literarische Verarbeitung nicht nur in den *Dionysiaca* gefunden haben, sondern desgleichen in den zahlreichen nicht-handschriftlich überlieferten Hexameterfragmenten, die beileibe nicht alle nach-Nonnianisch sind, so dass auch aus dieser Perspektive von einer ‚Schule des Nonnos‘ im engeren Sinne nicht gesprochen werden kann. „Many innovations were ascribed to Nonnus“, so beschliesst LMC ihre Ausführungen (S. 370), „because of the lack of an overall study of the poems preserved in medieval manuscripts and the failure to compare them with papyrological and epigraphic evidence. These compositions provide us with a closer approach to the everyday use of such compositions and also with the rhetorical theory which gave those compositions their theoretical basis (esp. the *Progymnasmata*). What we now know is that all the poetry here considered was built upon the foundation work laid down at school, without disdaining the influences of some authors on others and the different interpretation that each of them made of tradition.“

In der Summe ist „Poems in Context“ eine Studie von weitreichender fachwissenschaftlicher Relevanz, die nicht nur durch gedanklich-methodische Strin-

10 „Chapter 4: Influence of school-practice on poetry: The *progymnasmata*“. – Ein fünfter und letzter, mit „Conclusions“ überschriebener Hauptteil (S. 371–382) ist eigentlich bloss eine etwas ausführlichere Zusammenfassung des ganzen Buches und seiner wichtigsten Thesen und kann darum in dieser Besprechung übergangen werden. Daran schliesst sich als Appendix eine tabellarische Aufstellung der unter Kap. 3.2 (S. 33–79; s. o.) beschriebenen und diskutierten Papyri etc. an (S. 383–390); es folgen eine sehr ausführliche, nutzbringende Gesamtbibliographie (S. 391–433) sowie zwei (m. E. zu selektiv gestaltete) Indices („General Index“ S. 434–439; „Index Locorum“ S. 440–442).

11 Konkret Berücksichtigung finden Aelius Theon, Hermogenes, Aphthonius, Nikolaus von Myra und Menander Rhetor.

genz, sondern auch mit einem immensen Materialreichtum besticht: die Autorin hat in ihre Untersuchungen nicht nur das längste zusammenhängende Dichtwerk der Antike sowie zahlreiche andere, teils fragmentarische und in ihrer Zuordnung und Deutung problematische Primärtexte einbezogen, sondern hat auch die Sekundärliteratur gründlichst aufgearbeitet und berücksichtigt, was sich nicht zuletzt in einer für den Leser überaus nützlichen Gesamtbibliographie niederschlägt (s. meine Anm. 10). Der Verfasser der vorliegenden Rezension teilt die Befunde und Schlussfolgerungen der Autorin grundsätzlich; dass die angebliche ‚Schule des Nonnos‘ eher ein gelehrtes Gedankenkonstrukt als eine historische Realität darstellt, dürfte nunmehr (hoffentlich) bald *communis opinio* in unseren Fachkreisen werden. Angebracht sei allenfalls der (leise) Einwand, dass mit der Bezeichnung ‚Schule‘ je nach Kontext natürlich auch genau das gemeint sein kann, was LMC letztlich als konstitutiv für die von ihr untersuchten Texte postuliert: ein Zirkel von Intellektuellen oder Schriftstellern, die in einem gemeinsamen Kulturraum agieren und aufgrund gleicher oder ähnlicher Herkunft, Erziehung und Bildung ein Kollektivwissen teilen, das sich in entsprechend ‚vergleichbaren‘ literarischen Produkten niederschlägt – ohne dass deswegen eine konkrete intertextuelle Abhängigkeit zwischen den Texten oder gar ein konkretes Lehrer-Schüler-Verhältnis unter den Autoren angenommen werden müsste. So gesehen, möge man sich davor hüten, von nun an jegliche Verwendung des Begriffs ‚Schule des Nonnos‘ als *a priori* falsch zu beargwöhnen.¹²

Im Folgenden seien – abschliessend zur inhaltlichen Besprechung – noch einige selektive Einzelbeobachtungen, Ideen und Ergänzungsvorschläge vorgebracht, die sich mir bei der Lektüre aufgedrängt haben, die den Gesamtbefund der Studie jedoch nicht tangieren:

S. 5: Die Wirkungsintention von Quintus Smyrnaeus’ *Posthomerica* kann schwerlich allein die gewesen sein, „to replace the old cyclic poems accounting for the events of the Trojan cycle between the *Iliad* and the *Odyssey*“ (s. dazu meine Ausführungen in Bär [2009] 69–91, spezifisch zum Epischen Zyklus 78–84).

S. 23: „In spite of the allusions to Callimachus, he [= Nonnos] seems to have only secondhand knowledge of Hellenistic poetry, with some exceptions. On the other hand, we know that he read Apollonius Rhodius, as he refers to him.“: Die Aussage ist nicht nur widersprüchlich (ist Apoll. Rhod. kein hellenistischer Dichter?), sondern m. E. schlichtweg falsch – man konsultiere nur Hollis’ (2009) Kommentar zu Kallimachos’ *Hekale* und überprüfe die von ihm zahlreich nachgewiesenen Kallimachos-Zitate bei Nonnos (bspw. Dion. 27, 301–305 < Kall. fr. 85 H., dazu Hollis [2009] 274).

12 So spricht bspw. Keydell (1936) in seinem RE-Artikel zu Nonnos von „Nonniarern“ (919), ohne dabei eine direkte Abhängigkeit zu postulieren (obschon diese wohl implizit mitgedacht sein mag, da der Begriff unter dem Untertitel „Überlieferung und Nachleben“ fällt).

- S. 23: Im Zusammenhang mit der Frage nach möglichen lateinischen Einflüssen auf Nonnos' *Dionysiaca* wäre als Parallele auf die analoge Frage im Zusammenhang mit Quintus Smyrnaeus und Vergils *Aeneis* hinzuweisen, wo das Problem noch viel virulenter ist (vgl. dazu Gärtner [2005]).
- S. 32: Zu ergänzen wäre, dass Christodor von Koptos nicht nur die beiden Epigramme Anth. Pal. 7, 697 und 6, 798 zugeschrieben werden, sondern zuweilen auch Anth. Pal. 9, 656 (so erstmals Baumgarten [1881] 60; skeptisch Tissoni [2000] 36, der dagegen auch Anth. Pal. 1, 10 Christodor zuschreiben möchte [23 Anm. 36]).
- S. 135–138: Zur Farbthematik wäre allenfalls auch Quintus Smyrnaeus zu vergleichen; vgl. dazu die Monographie von Goția (2008).
- S. 144: Zu γρῖφοι wäre eine Erklärung dringend nötig gewesen; weshalb Triph. 420 δυσώνυμος . . . δάμων ein γρῖφος ist bzw. inwiefern sich dieses Wortspiel von den anderen bei Triph. unterscheidet, wird nicht klar (auch Dubielzig [1996] 14, auf den Cavero a. a. O. verweist, lässt einen diesbezüglich im Stich). Zu γρῖφος i. S. v. „Rätsel“ (in Abgrenzung zu ἀνιγμα) vgl. Gärtner (2001) 756.
- S. 144: Wortspiele mit dem Namen Ἑλένη sind bereits ein vorhellenistischer locus classicus; vgl. Aischyl. Ag. 688–689 ἐλέναυς [coni. Blomfield für ἐλέναυς] ἔλανδρος ἐλέ-/πτολις.
- S. 145: „Quintus of Smyrna does not seem to have such general knowledge of military terms as Homer had. For instance, the different types of helmet which were clearly differentiated in Homer appear indistinctly in the *Posthomerica*.“: Es bleibt m. E. zu bezweifeln (bzw. wäre philologisch klar zu belegen), ob die vier homerischen Wörter für „Helm“ (κόρυς, χυνέη, πήληξ, τροφάλεια) tatsächlich semantisch different sind; man vgl. insb. Il. 16, 793–797, wo Achilleus' Helm in kurzer Folge als χυνέη, τροφάλεια und πήληξ bezeichnet wird; m. E. folgt Quintus Smyrnaeus hier dem homerischen Gebrauch tel quel (vgl. Bär [2009] 428).
- S. 155: Im Zusammenhang mit der Diskussion von Quintus Smyrnaeus' Sprach- und Wortgebrauch und seiner ‚Homerizität‘ fehlt ein Hinweis auf die wichtige und benutzerfreundliche Arbeit von Paschal (1904).
- S. 188: „The ποικιλία has an effect on the overall design of the work, but also at small scale: when in the composition of a particular passage several options are available, instead of choosing one, Nonnus combines them all. . . . This feature, no doubt baroque, is characteristic of Byzantine literature . . .“: Die Barockmetapher zur Umschreibung der (Nonnianischen) ποικιλία ist beliebt und verbreitet (vgl. D'Ippolito [1964] 52–57), bedürfte aber zusätzlicher Reflexion, bzw. es wäre nach Sinn und Gewinn der Metapher zu fragen (Kritik an der Metapher z. B. bei Fauth [1981] 12–13).
- S. 206, Fn. 110: Zum orthographischen Wechsel zwischen Τριφιόδωρος und Τρυφιόδωρος vgl. auch Dubielzig (1996) 2–4.
- S. 248–249: Im Zusammenhang mit der Bedeutung der Medizin im weiteren Kontext der (rhetorisch-philosophischen) Allgemeinbildung wäre auch auf ebendiese Funktion der Medizin in der Zweiten Sophistik (ausserhalb Ägyptens), insbesondere auf Galen,

und auf die einschlägigen Arbeiten von von Staden (1995 und 1997) hinzuweisen.

S. 336, Fn. 355: Zum Thema „τις-speeches or speeches of undetermined character“ fehlt ein Hinweis auf den grundlegenden Aufsatz von Hentze (1905).

S. 366: Nonn. Dion. 38, 106 παλαιγενέων ἐπέων ist ein unzweideutiger intertextueller Rückgriff auf das Proömium von Apoll. Rhod. Arg. 1, 1 παλαιγενέων κλέα φωτῶν; diese Wendung ihrerseits stellt eine Variation der homerischen Versschlussformel κλέα ἀνδρῶν (Il. 9, 189; 9, 524; Od. 8, 73) dar. Wenn LMC a. a. O. argumentiert, dass durch die Wahl des Phaëthon-Mythos als Gegenstand eines Enkomions selbiges gewissermaßen zum Anti-Enkomion werde, da „Phaethon is a typos of Deriades“ und „the choice of the encomium for the narration implies an inversion of the genre“, so dass „it heralds the victory of Dionysus and the fall of Deriades“, so wäre m. E. auch ebendieser nachgerade ostentative intertextuelle Bezug dahingehend auszuwerten: Ist mit den ‚παλαιγενέα ἔπεα‘ das ‚alte‘, ‚vor-Nonnianische‘ Epos gemeint, und soll der Phaëthon-Mythos dementsprechend als Allegorie auf dessen ‚Untergang‘ gelesen werden? Stehen am Ende Dionysos für den neuen (‚Nonnianischen‘), Deriades für den alten (‚vor-Nonnianischen‘) epischen Stil?

Leider bleibt es dem Rezensenten nicht erspart, abschliessend auch auf die eklatanten Mängel und Fehler im Bereich des Formalen hinzuweisen, welche die Freude an der Lektüre dieser in vielerlei Hinsicht hervorragenden Studie mitunter nachgerade verderben:¹³ Nebst dutzenden Druckversehen sowohl im Griechischen¹⁴ als auch im Englischen (und gelegentlich auch bei Zitaten aus anderen Sprachen)¹⁵ sowie zahlreichen Interpunktions-, Trennungs- und Gross-/Kleinschreibfehlern finden sich leider auch einige inadäquat (bis falsch) anglierte Eigennamen (wobei die spanische Muttersprache der Au-

13 In den folgenden Anmerkungen 14–18 werden pro zu nennendem Kritikpunkt einige ausgewählte Beispiele zur Veranschaulichung angeführt; in Klammern ist jeweils die meiner Meinung nach korrekte Version angegeben. Mit Blick auf eine allfällige Zweitaufgabe hat der Rezensent der Autorin eine Liste aller von ihm gefundenen Fehler und Verbesserungsvorschläge zukommen lassen.

14 Ich habe gut 70 Druckversehen im Griechischen gezählt, wobei es sich meistens um falsche Akzente oder Spiritus handelt, doch finden sich auch Tippfehler (bspw. S. 124 μᾶθοῦ [statt μαζοῦ], S. 278, Fn. 50 ἀθηήσαντο [statt ἐθηήσαντο], S. 323, Fn. 282 βαρύμενιν [statt βαρύμηνιν], S. 345 Διογήνης [statt Διογένης]) und unvollständig zitierte Verse (z. B. S. 362: Dion. 25, 23 Οὔ ποτε γὰρ μόθον ὁμοίον ἔδραχεν Ἄϊών [statt ... μόθον ἄλλον ὁμοίον ...]).

15 Ich habe ca. 80 solcher Fehler gezählt; dazu gehören leider auch einige hässliche Haplographien (insb. S. 125, Fn. 130: ganze dreizehn Wörter doppelt!). Darüber hinaus wird man Peinlichkeiten wie „hepthemimeres“ / „trihemimeres“ (statt „hepthemimeres“ / „trithemimeres“ [beide S. 48, sowie öfters]), „Cornelius Galus“ (statt „Gallus“ [2x S. 213]) oder *nevi* (statt *nevūs* [mehrfach: S. 272; 291; 299]) wohl nur mit viel Goodwill als reine Druckversehen klassifizieren.

torin i. d. R. die Ursache dafür gewesen sein dürfte).¹⁶ Hinzu kommt, dass LMCs englische Wissenschaftsprosa an einigen Stellen nicht nur un gelenk wirkt, sondern leider manchmal auch schlichtweg falsch ist (und dadurch z.T. auch unverständlich wird) und somit immer wieder erkennen lässt, dass es sich um die Eigenübersetzung einer Nicht-Muttersprachlerin handelt.¹⁷ Zuweilen stören auch in- oder semiformelle Wörter und Wendungen, die in der englischen Schriftsprache, insbesondere aber in gutem akademischem Stil tunlichst vermieden werden sollten.¹⁸ Somit bleibt im Endeffekt trotz aller inhaltlicher Meri-

- 16 Zum Beispiel S. 3, Fn. 6 „Chrestomatia“ (statt „Chrestomathia“), S. 9 „Alceus“ (statt „Alcaeus“), S. 53 „*Phenomena* by Arato“ (statt „*Phaenomena* by Aratus“), S. 182, Fn. 493 „Didimus“ und „Ciril“ (statt „Didymus“ und „Cyril“), S. 298 „Hephestus“ (statt „Hephaestus“). – Zu konzedieren ist freilich, dass die Anglisierungspraxis griechischer und lateinischer Eigennamen für jeden Nicht-Muttersprachler gelinde gesagt eine Herausforderung, nüchtern betrachtet jedoch vielmehr einen Alptraum darstellt – von den teilweise nachgerade skurrilen Aussprachegepflogenheiten gar nicht zu reden.
- 17 Häufig und auffallend sind: unidiomatischer oder falscher Artikelgebrauch, z. B. S. 6 „the acme of the Greek prose“ (statt „... of Greek prose“), S. 45 „both the authors“ (kein Artikel!), S. 207 „the scholars have moved“ (kein Artikel!), S. 305 „First/Second day of battle“ (m. E. besser mit Artikel: „... of the battle“); ferner zuweilen unpassender oder gar falscher Wortgebrauch, z. B. S. 79 (und öfters) „brief mentions“ (statt „brief references“), S. 143 (und öfters) „word game“ (statt „pun“ oder „play on words“), S. 182 „style usual in oracles“ (statt „... common in oracles“), S. 199 „fund“ (statt „finding“ oder „discovery“), S. 318 „Hermogenes quickly mentions“ (wohl eher „... briefly mentions“); z. T. auch merkwürdig vertrackte Syntax, z. B. S. 11 „he had a wide knowledge of Latin, which shows in the frequent transliterated Latin words in his historical work“ (statt „... which is shown ...“), S. 84 „which is why is usually to be considered as the author“ (statt „which is why he is usually considered the author“), S. 155 „Homer was in Antiquity the rule for poetry“ (für mich unverständlich), S. 329 „according to rhetorical rules and to how was literary tradition apprehended at school“ (statt „how literary tradition was taught at school“ [NB engl. „to apprehend“ ≠ span. „aprender“ / frz. „apprendre“: false friend!]).
- 18 Zum Beispiel S. 24 „the Hymn to the Logos that it begins with“ (statt „with which it begins“ [die Kombination von Präposition + Relativpronomen „that“ sowie die Endstellung der Präposition im Relativsatz gelten als informell]), S. 187 und öfters „high-brow“ (statt „sophisticated“ oder „intellectual“ o. ä. [ein umgangssprachlicher Ausdruck, der mir in akademischem Englisch eher unangemessen scheint]), S. 354 „get into the wooden horse“ (statt „ascend the wooden horse“ [phrasal verbs gelten als informell]). Dazu kommen gelegentlich auch unfreiwillig komische Stilblüten, z. B. der unbeholfen wirkende Satz „Vian writes a well-informed analysis of the sources used: only two of them are sure ...“ (S. 276) oder eine klischierte Formulierung wie „Very interesting conclusions can be drawn ...“ (S. 117).

ten des Buches, trotz seiner Bedeutung für die Fachwissenschaft, ja trotz seines Potentials zum Standardwerk ein gespaltener Gesamteindruck zurück: die Toleranzgrenze bezüglich formaler Versehen und Unzulänglichkeiten ist in diesem Fall leider schmerzlichst überschritten worden; dass ein formal derart unausgereiftes Buch offenbar ohne seriöse Prüfung vonseiten des Verlages in den Druck gehen konnte, gereicht selbigem alles andere als zur Ehre. Es bleibt darum nur zu hoffen, dass LMCs „Poems in Context“ möglichst bald zum Standardwerk avanciert, so dass eine Zweitaufgabe nötig und somit eine sorgfältige Nachkorrektur möglich wird.

Zitierte Literatur

- Bär (2009): Silvio Bär, Quintus Smyrnaeus. »Posthomerica« 1. Die Wiedergeburt des Epos aus dem Geiste der Amazonomachie. Mit einem Kommentar zu den Versen 1–219, Göttingen.
- Baumbach/Bär (2007): Manuel Baumbach/Silvio Bär (Hrsg.), Quintus Smyrnaeus: Transforming Homer in Second Sophistic Epic, Berlin/New York.
- Baumgarten (1881): Friedrich Baumgarten, De Christodoro Poeta Thebano, Bonn.
- Christ (³1898): Wilhelm Christ, Geschichte der griechischen Literatur bis auf die Zeit Justinians, München.
- D’Ippolito (1964): Gennaro D’Ippolito, Studi Nonniani. L’epillio nelle *Dionysiache*, Palermo.
- Dubielzig (1996): Uwe Dubielzig, Τριφιοδώρου Ἰλίου ἄλωσις. Triphiodor: *Die Einnahme Ilioms*. Ausgabe mit Einführung, Übersetzung und kritisch-exegetischen Noten, Tübingen.
- Fauth (1981): Wolfgang Fauth, Eidos Poikilon. Zur Thematik der Metamorphose und zum Prinzip der Wandlung aus dem Gegensatz in den Dionysia-ka des Nonnos von Panopolis, Göttingen.
- Fornaro (2000): Sotera Fornaro, Art. „Nonnos“, DNP 8, 995–998.
- Gärtner (2001) Hans Armin Gärtner, Art. „Rätsel“, DNP 10, 754–758.
- Gärtner (2005): Ursula Gärtner, Quintus Smyrnaeus und die *Aeneis*. Zur Nachwirkung Vergils in der griechischen Literatur der Kaiserzeit, München.
- Goția (2008): Andrei Goția, Lumineux-obscur et couleurs chez Quintus de Smyrne et ses modèles, Târgu Lăpuș.
- Hentze (1905): Carl Hentze, Die Chorreden in den homerischen Epen, Philologus 64, 254–268.
- Hollis (²2009): Adrian S. Hollis, Callimachus. *Hecale*. Second Edition with Introduction, Text, Translation, And Enlarged Commentary, Oxford.
- Keydell (1936): Rudolf Keydell, Art. „Nonnos. 15“, RE XVII, 904–920.
- Paschal (1904): George W. Paschal, A Study of Quintus of Smyrna, Diss. Chicago.

- Shorrock (2001): Robert Shorrock, *The Challenge of Epic. Allusive Engagement in the *Dionysiaca* of Nonnus*, Leiden u. a.
- von Staden (1995): Heinrich von Staden, *Anatomy as Rhetoric. Galen on Dissection and Persuasion*, JHM 50, 47–66.
- (1997): id., *Galen and the “Second Sophistic”*, in: Richard Sorabji (Hrsg.), *Aristotle and After*, London, 33–54.
- Tissoni (2000): Francesco Tissoni, *Cristodoro. Un'introduzione e un commento*, Alessandria.
- Wifstrand (1933): Albert Wifstrand, *Von Kallimachos zu Nonnos. Metrisch-stilistische Untersuchungen zur späteren griechischen Epik und zu verwandten Gedichtgattungen*, Lund.

Silvio Bär, Zürich
silvio.f.baer@klphs.uzh.ch

Claudia Schindler: *Per carmina laudes. Untersuchungen zur spätantiken Verspanegyrik von Claudian bis Coripp.* Berlin/New York: Walter de Gruyter 2009 (Beiträge zur Altertumskunde 253). 344 S. EUR 98.00. ISBN 978-3-11-020127-7.

La rigorosa monografia di Claudia Schindler affronta con metodo ed equilibrio il tema di un genere ‘ibrido’ quale quello della poesia panegiristica di età tardoantica. Tre sono, in sostanza, gli autori discussi: Claudiano, Sidonio Apollinare e Corippo, cui si affiancano due figure meno conosciute, ma comunque significative per testimoniare l’evoluzione del genere, vale a dire Merobaude e Prisciano. Diremo, anzi, che le pagine dedicate al retore di Cesarea, trasferitosi a Costantinopoli e cantore di Anastasio, ci sono parse assai interessanti e originali, proprio perché hanno il merito di illuminare questo aspetto meno conosciuto della sua produzione e di mostrare certi aspetti che in parte anticipano Corippo, autore la cui vicenda è in parte analoga, giacché dalla natia Africa si indirizzò poi alla corte imperiale bizantina, ivi componendo in latino il suo panegirico per Giustino II.¹ Parimenti interessanti sono gli spunti sulla poesia panegiristica protobizantina.

Elementi differenti, invece, caratterizzano la produzione del quinto secolo, in particolare quella (purtroppo assai frammentaria) di Flavio Merobaude e quella di Sidonio Apollinare. Dedicati rispettivamente a Valentiniano III e ad Ezio, il suo generalissimo, e a tre imperatori romano-barbari, Avito, Maggioriano e Antemio, i poemi di Merobaude e Sidonio testimoniano una difficile epoca di trapasso, in cui i valori della romanità e l’ideale dell’*Urbs aeterna* sono messi in crisi dal repentino susseguirsi degli eventi storici. La densa e complessa scrittura di Sidonio, spesso faticosa e oscura, merita maggiore attenzione di quanta finora non abbia avuto e Schindler, sia pure nei limiti di una trattazione generale, colma questa lacuna. Particolarmente significativa ci sembra la tendenza di Sidonio a rifugiarsi nel passato glorioso romano e a mostrare come la città possa risorgere e risollevarsi nel mutato clima storico: ne è indizio, ad esempio, il tema della prosopopea di Roma, affrontato in maniera differente rispetto al modello che era stato già di Claudiano.

- 1 Per l’importanza della componente efrastica, una delle caratteristiche distintive del poema, ampiamente discussa da Schindler, mi permetto di segnalare anche un mio lavoro di prossima pubblicazione “The Role and Function of Ecphrasis in Latin North African Poetry (5th–6th century)”, in corso di stampa negli Atti del Convegno “Text und Bild. Visualisierung in poetischen Texten der Spätantike”, Wien 2–4 aprile 2009, a cura di D. Weber e V. Zimmern Panagl; così come, a proposito della *Iohannis*, “Exegesis by Distorting Pagan Myths in Corippus’ Epic Poetry”, in: *Poetry and Exegesis in Premodern Latin Christianity. The Encounters between Classical and Christian Strategies of Interpretation*, ed. by W. Otten and K. Pollmann, Leiden 2007, pp. 173–197.

Naturalmente il capitolo di maggior respiro è quello iniziale, dedicato appunto a Claudiano, che può considerarsi l'inventore del genere. Le premesse teoriche e il dibattito critico intorno a tale particolare forma di scrittura, che unisce motivi dell'epica e motivi della 'retorica dell'elogio' in prosa, sono peraltro oggetto di attenzione nelle pagine introduttive. In particolare, Schindler rintraccia alcuni elementi propri del panegirico poetico tardoantico già in autori di età classica, ma soprattutto delinea il modo in cui presso gli studiosi del ventesimo secolo si è progressivamente giunti alla definizione di questo nuovo genere letterario.

Le opere claudiane sono trattate singolarmente con finezza e attenzione per il dettaglio. Pur nell'unitarietà e nella consonanza di toni caratterizzanti la produzione del geniale alessandrino, che molto si eleva al di sopra della massa dei wandering poets suoi contemporanei, Schindler evidenzia di volta in volta motivi differenti che soggiacciono alle diverse opere, spesso caratterizzate da una struttura complessa e da una trama letteraria assai raffinata (si veda ad esempio la *Laus Stilichonis*). Degne di nota sono alcune osservazioni che costellano la trattazione claudiana. Vengono enucleati una serie di motivi che spesso assumono tratti 'iper-epici', come la metafora della luce costantemente riproposta per sottolineare la gloria degli eroi (e in particolare il motivo, del quale ricordo volentieri l'ascendenza indoeuropea, degli 'occhi infuocati'), i prodigi, il *Blitzkrieg*, le situazioni non alla portata di gente normale che fanno di Stilicone una sorta di 'supereroe'. Al tempo stesso si noti, sul piano letterario, una serie di richiami antifrastici a modelli precedenti (per es. il Cesare lucaneo, ovvero il passo di Silio su Annibale che valica le Alpi), e, assai interessante, l'insistenza sulle riprese da Omero (p. es. in Pan. Hon. il confronto Ettore/Astianatte e Teodosio/Onorio).

Nuova è l'idea di far rientrare nel genere dell'encomio, e di conseguenza dedicarvi alcune pagine, i brevi poemi come il *Bellum Gothicum* e il *Bellum Gildonicum* (pp. 91 sgg.) anche se personalmente continuo a ritenerli più prossimi all'epica che al panegirico. Analogo discorso per un'opera di ancor maggiore respiro come la *Iohannis* di Corippo, che inclinerei piuttosto a collocare nell'epica, pur non disconoscendone gli elementi laudativi o la 'funzione panegiristica' (così V. Zarini). Questi ultimi casi, comunque, sono indice di come spesso la produzione letteraria tardoantica rifugga da classificazioni rigide e si presti piuttosto ad una certa duttile ambiguità. Opportunamente nelle premesse metodologiche Schindler fa riferimento alla flessibilità del genere epico e, nel prosieguo, osserva come siano gli elementi di attualità a fare in modo che accanto all'epica si ravvisino sfumature prossime alla *laus*.

Alla bibliografia, ricca ma non sovrabbondante, aggiungerei qualche titolo (senza che questo significhi un demerito dell'autrice): per la *Laus Pisonis* si può consultare la recente edizione italiana di S. Di Brazzano (Pisa, 2004), mentre, per quanto riguarda il differente statuto dei generi letterari nella tarda antichità-

tà, caratterizzato da una tendenza alla *Kreuzung der Gattungen*, ulteriori spunti di riflessione avrebbero potuto nascere dalla discussione svolta a più riprese da Jacques Fontaine.² Al tempo stesso, anche il volume miscelaneo “Aetas Claudiana” (Leipzig 2004) avrebbe potuto essere tenuto in maggior conto.

Peraltro, a testimonianza del fervido dibattito tra gli studiosi e del revival di questi scrittori, va detto che autori come Claudiano, Sidonio e Corippo hanno ridestato in anni recenti l’interesse degli studiosi, tanto di nomi affermati, quanto di giovani ricercatori (e particolarmente in Italia): in tutta probabilità alcuni di questi titoli non sono stati tenuti in considerazione da Schindler proprio perché pubblicati in un tempo piuttosto prossimo alla presente monografia.³

Le pagine su Sidonio avrebbero potuto, inoltre, essere ulteriormente arricchite dalla discussione storica offerta a più riprese da Ralph Mathisen e soprattutto dal trattamento della poetica sidoniana discusso in vari saggi da Franca Ela Consolino, e particolarmente in “Codice retorico e manierismo stilistico nella poetica di Sidonio Apollinare”, *ASNP* 4, 1974, 423-460 (studiosi dei quali Schindler utilizza, in ogni caso, altri lavori).

In ogni modo, lo studio di Claudia Schindler si raccomanda per la chiarezza dell’esposizione e l’equilibrio delle conclusioni, tutte largamente condivisibili. Esso ha il merito di indagare con finezza nella sua globalità un genere finora rimasto in ombra.

Summary: Claudia Schindler’s book provides a convincing inquiry about a genre characteristic of late antique literary production, that is the so-called ‘poetical panegyric’. After a methodical foreword, the author takes into account authors like Claudian, Merobaudes, Sidonius Apollinaris, Priscian, and, finally Corippus. Schindler outlines the salient features of such hybrid a form, by elucidating elements of novelty and motifs that can be linked to epic poems.

2 Mi limito a citare “Unité et diversité du mélange des genres et des tons chez quelques écrivains latins de la fin du IV^e siècle: Ausone, Ambroise, Ammien”, in: *Christianisme et formes littéraires de l’Antiquité tardive en Occident. Entretiens de la Fondation Hardt* 23, Vandoeuvres/Genève 1977, 425–482; ovvero “Comment doit-on appliquer la notion de genre littéraire à la littérature latine chrétienne du IV^e siècle?”, *Philologus* 132, 1988, 53–73.

3 Basti menzionare qui A. Prenner: *Quattro studi su Claudiano*. Napoli 2003; Ead.: *Il primo libro dell’In Rufinum di Claudiano*. Testo, traduzione e commento. Napoli 2007; S. Condorelli: *Il poeta doctus nel V secolo d. C. Aspetti della poetica di Sidonio Apollinare*. Napoli 2008. Importante anche N. Brocca: *Memoria poetica e attualità politica nel panegirico per Avito di Sidonio Apollinare*. *Incontri triestini di filologia classica* 3, 2003/2004, 279-295, disponibile anche online [agosto 2010]:

<http://www.openstarts.units.it/dspace/bitstream/10077/921/1/17%20BROCCA.pdf>.

This results in a powerful poetical effect that combines both the eulogy of contemporary events and the recalling of Rome's glorious past.

Chiara O. Tommasi Moreschini, Università di Pisa
c.tommasi@flcl.unipi.it

[Inhalt Plekos 12,2010 HTML](#) [Startseite Plekos](#)

Marion Brüggler: *Villa rustica*, Glashütte und Gräberfeld. Die kaiserzeitliche und spätantike Siedlungsstelle HA 132 im Hambacher Forst. Mit Beiträgen von Hubert Berke, Karl-Heinz Knörzer, Jutta Meurers-Balke, Ursula Tegtmeiner und Ralf Urz. Mainz: Philipp von Zabern 2009 (Rheinische Ausgrabungen 63). 518 S., 134 T., Planbeilage. EUR 89.90. ISBN 978-3-8053-4207-0.

Der Braunkohlen-Tagebau Hambach in der niederrheinischen Bucht zwischen Köln und Jülich hat eine im *Imperium Romanum* einzigartige Forschungslandschaft ermöglicht: Hier konnte ein geschlossenes Areal von fast 40 Quadratkilometern archäologisch intensiv durchforscht werden. So wurden seit den 1970er Jahren durch Grabungen allein 33 römische ländliche Einzelsiedlungen (*villae rusticae*) erschlossen, davon 8 Hofareale mehr oder weniger komplett. Zu diesen gehört auch der zentrale Fundplatz HA (=Hambach) 132, dessen Bearbeitung durch eine Kölner Dissertation von Marion Brüggler jetzt in einer Veröffentlichung des Landschaftsverbandes Rheinland, LVR-Amt für Bodendenkmalpflege im Rheinland, vorliegt. Die Publikation fügt sich ein in eine ganze Reihe von modernen wissenschaftlichen Arbeiten über *villae rusticae* aus dem Hambacher Forst, so dass auch der Auswertungsstand für die römische Besiedlung dieses Gebietes als außergewöhnlich gut zu bezeichnen ist.¹

Die Publikation gliedert sich in 7 Hauptabschnitte: Die einführenden, sehr straff gehaltenen Kapitel behandeln die Forschungsgeschichte und die Topografie des Fundplatzes, einen kurzen historischen und siedlungsarchäologischen Hintergrund von Caesar bis ins 5. Jh. n. Chr. sowie einige quellenkritische Bemerkungen zur Grabungsmethode. Die drei folgenden Abschnitte sind den

- 1 Eine Literaturübersicht über die zahlreichen Arbeiten zum Hambacher Forst ist ein zunehmend spürbares Desiderat. An vollständig untersuchten römischen Siedlungsplätzen wurden bisher vorgelegt:
 - B. Hallmann-Preuss: Die Villa rustica Hambach 59. Eine Grabung im Rheinischen Braunkohlenrevier. Saalburg-Jahrb. 52/53, 2002/2003 (2006) 283–535.
 - A. Heege: HA 500. Villa rustica und früh- bis hochmittelalterliche Siedlung Wüstweiler (Gemeinde Niederzier), Kreis Düren. Rhein. Ausgr. 41 (Köln 1997).
 - T. Kaszab-Olschewski: Siedlungsgenese im Bereich des Hambacher Forstes 1.–4. Jh. n. Chr. – Hambach 512 und Hambach 516. Mit Beiträgen von K.-H. Knörzer, J. Meurers-Balke, H. Mommsen, E. Schmidt und U. Tegtmeier. BAR Internat. Ser. 1585 (Oxford 2006).
 - P. Kiessling: Die Villa rustica HA 412 und das Gräberfeld HA 86/158. Diss. Bonn 2008 [online-Ressource URN: <http://hss.ulb.uni-bonn.de/2008/1354/1354.htm>].
 - Schmidt, Die römerzeitliche Villa HA 56 mit privater Münzprägung. Ungedr. Magisterarbeit Bonn 2001.
 - G. Wagner, Die Gräber der Villa rustica Hambach 382 (Niederzier, Kreis Düren). Ungedr. Magisterarbeit Bonn 2004.

Befunden der früh- und mittelkaiserzeitlichen *villa rustica*, der spätrömischen Glashütte sowie den Gräberfeldern gewidmet. Es folgt eine antiquarische Fundanalyse, an die sich eine Auswertung der definierten Siedlungsphasen anschließt. Wie bei archäologischen Vorlagen üblich, nimmt der folgende, detaillierte Fund- und Befundkatalog fast die Hälfte des Buches ein. Anhänge zur Bestimmung der Tierknochen (H. Berke) und botanischen Analyse zu Holzkohlen (U. Tegtmeyer) und Pflanzenresten (J. Meurers-Balke, K.-H. Knörzer, R. Urz) sowie ein umfangreicher Tafelteil beschließen den Band.

Die durch Grabungen 1977 und 1994–1996 aufgedeckte Anlage HA 132 ist mit einem Hofareal von 5,2 Hektar die bisher größte bekannte ländliche Einzelsiedlung aus dem Hambacher Forst. Sie war über die 3 Kilometer entfernte vorbeiführende Straße von Köln nach Bayan an den überregionalen Verkehr angebunden.

Zeitlich sind zwei Hauptphasen zu trennen, die sich auch strukturell stark voneinander unterscheiden: In der frühen und mittleren Kaiserzeit (Siedlungsphasen 1–4) haben wir es mit einer „normalen“ *villa rustica* zu tun, einer der in den gallisch-germanischen Provinzen weit verbreiteten Streuhofanlagen, die eine Mischwirtschaft aus Ackerbau und Viehzucht betrieben. Nach einem klaren Unterbruch setzt sich dann am Anfang des 4. Jahrhunderts eine Glaswerkstätte in die halb verfallene Anlage (Siedlungsphasen 5–7). Das ehemalige Hauptgebäude wird weiter für Wohnzwecke genutzt, jedoch auf einem weit niedrigeren Niveau als zuvor. Das Ende der Besiedlung und Glaswerkstätte ist um die Mitte des 5. Jahrhunderts anzunehmen.

Für beide Nutzungsperioden sind Teile der zugehörigen Gräberfelder bekannt, und dies ist das eigentliche Alleinstellungsmerkmal des Platzes HA 132. Insbesondere der spätantike Bestattungsplatz mit seinen zahlreichen Glas- und anderen Gefäßbeigaben ermöglicht nicht nur eine solide Datierung der Glaswerkstätte, sondern weist auch auf eine besondere Mittelpunktfunktion hin, die die Anlage HA 132 für andere im Hambacher Forst nachgewiesene Glashütten gehabt haben dürfte.

Die Siedlung HA 132 setzt um die Mitte des 1. Jahrhunderts ein und entspricht damit dem allgemeinen Bild im Hambacher Forst. Man kann wohl von einer mehr oder weniger gleichzeitigen Aufsiedlung der Flächen im Hinterland des römischen Köln ausgehen. Größe und Layout des von Gräben und Zäunen eingefassten und z. T. in weitere Bereiche unterteilten Hofareals sind von Beginn an festgelegt und bestehen bis in die Spätantike weiter. Neben dem am Anfang des 2. Jahrhunderts in Stein ausgebauten und durch eine klassische Portikus-Risalit-Fassade betonten Hauptgebäude gehören zehn Nebengebäude in Holzbauweise zur *villa rustica*. Die Funktion einiger Nebengebäude kann über den Grundriss und das Fundmaterial bestimmt werden: zu vermuten sind zwei bis drei weitere Wohnbauten, mindestens zwei Speicher, eine Remise und wohl drei Ställe. Im Zentrum der Hoffläche lagen sieben Brunnen. Die Neben-

gebäude bestanden nicht alle gleichzeitig, sondern wechselten sich ab. Dieses nur durch eine sorgfältige Fundanalyse und durch die schwierige Korrelation der Bauphasen einzelner Gebäude mit den Siedlungsphasen der Gesamtanlage erzielte Ergebnis zeigt, wie dynamisch das Siedlungsgeschehen innerhalb eines solchen Hofareals gewesen sein kann. Diese Dynamik wird leider immer noch viel zu sehr vernachlässigt, wenn es um die Beurteilung allein von chronologisch nicht weiter differenzierten Grundrissplänen oder Luftbildern von Villenarealen geht.

Nach den wenigen Funden landwirtschaftlicher Geräte und den archäobiologischen Analysen zu urteilen, handelte es sich um einen typischen Mischbetrieb mit Getreideanbau (hauptsächlich Dinkel, etwas Gerste und Hafer), geringer Viehwirtschaft (Rind, Schwein, Schaf/Ziege, wohl auch Pferde) sowie etwas Obstanbau. Handwerkliche Produktion wie Schmieden oder Spinnen war nur für die Selbstversorgung gedacht. Die Größe der zum Hof gehörigen Wirtschaftsfläche kann auch hier – trotz der günstigen Forschungsbedingungen im Hambacher Forst – nicht rekonstruiert werden. Offen bleibt auch die spannende Frage nach wirtschaftlichen Verbindungen zu umliegenden Villen und *vici*, etwa durch genossenschaftliche Zusammenschlüsse o. ä.

Die Bestattungen der Hofbewohner lagen an fünf Plätzen, von Einzelgräbern bis zu größeren, sich chronologisch ablösenden Grabgruppen. Im Hambacher Forst mit den flächig ergrabenen Villen ist dies nichts ungewöhnliches, aber für die römische Villenforschung insgesamt immer noch bemerkenswert. Interessant sind auch die Berechnungen Brügglers zur Villenbevölkerung auf Basis der Grabfunde: Für die frühe und mittlere Kaiserzeit ergibt sich bei 36 Gräbern in 250 Jahren und einer durchschnittlichen Lebenserwartung von 40 Jahren eine Zahl von knapp 6 jeweils gleichzeitig hier lebenden Personen, deutlich weniger, als in der Villenforschung angenommen wird (die Schätzungen betragen meist 10–20 Personen pro Hof). Entweder operiert die Forschung generell mit zu hohen Einwohnerzahlen im ländlichen Raum, oder es wurden in HA 132 nicht alle zugehörigen Gräber erfasst.

Trotz der guten archäologischen Quellenlage zeigt sich, dass auch für HA 132 übergeordnete Fragen z. B. nach dem Status des Hofes und seiner Bewohner nicht eindeutig zu beantworten sind. Die Verfasserin kann hier lediglich die verschiedenen Möglichkeiten diskutieren. Auch die ethnische Zugehörigkeit der Gründergeneration bleibt seltsam unbestimmt: So muss offen bleiben, ob es sich um gallische oder germanische Neusiedler oder um eine „einheimische Restbevölkerung“ aus Kelten und Germanen handelte. Sicher ist einzig, dass sich die Gründergeneration rasch der provinzialrömischen Lebensweise angepasst hat.

Der Schwerpunkt der Villenbesiedlung liegt in den Jahren von 150 n. Chr. bis zum dritten Viertel des 3. Jahrhunderts. Irgendwann nach 273 n. Chr. wird die Villa dann zeitweilig aufgegeben. Den *Terminus post quem* bildet ein Beutel

mit 10 Münzen, der auf einer Ofenplatte im Zentralraum des Hauptgebäudes lag und nicht mehr geborgen wurde. Die Autorin deutet dies als Hinweis auf einen zumindest kurzfristigen Hiatus, ebenso wie eine (in den abgebildeten Profilen allerdings nicht nachvollziehbare) sterile Schicht im Bereich des Hauptgebäudes. Die Gründe für das Verlassen des Hofes sind am Befund nicht ablesbar; Brandschichten fehlen. Ein Zusammenhang mit den postulierten Germaneneinfällen von 275/276 n. Chr. bleibt hypothetisch.

Nach einer Siedlungslücke von vielleicht einer Generation wird zum Beginn des 4. Jahrhunderts eine Glaswerkstatt im Hofareal nahe des Hauptgebäudes eingerichtet. Nun siedelte ein neuer Personenkreis in der ehemaligen *villa rustica*. Der Bruch zur älteren Siedlungsphase ist im Befund deutlich ablesbar: In Teilen des Hauptgebäudes finden sich irreguläre Schutzdach-Einbauten, die laut Brüggler anzeigen dürften, dass das ursprüngliche Dach nicht mehr intakt war. Hypokaustanlagen werden gezielt mit Abfall und Tierkadavern verfüllt. Das Hauptgebäude diente zwar wieder zu Wohnzwecken, aber nicht mehr ausschließlich, in einigen Räumen wurde gesammeltes Altmetall weiterverarbeitet. Die spätantike Glashütte bestand aus zwei Werkplätzen nördlich und südlich des Hauptgebäudes, wobei die Glasproduktion am nördlichen Werkplatz begann, bis dieser um die Mitte des 4. Jahrhunderts durch den südlichen Werkplatz abgelöst wurde. Der zweite, etwas besser ausgebaute Werkplatz endete im zweiten Viertel des 5. bzw. um die Mitte des 5. Jahrhunderts (hier finden sich aufgrund der unklaren Datierung durch Keramik unterschiedliche Angaben im Text). Aufgrund der hohen Fundzahlen ist mit einer ähnlich intensiven Nutzung des Hofareals zu rechnen wie in der mittleren Kaiserzeit.

Beide Werkplätze bestehen aus einer Reihe von Glasöfen unter einem werkhallenartigen Wetterschutz. Es lassen sich mindestens fünf Ofentypen differenzieren, die unterschiedliche Funktionen im Glasherstellungsprozess hatten (Rohglas-, Arbeits-, Kühlöfen). Da Fehlbrände bei Glashütten – anders als bei Töpferwerkstätten – naturgemäß wieder eingeschmolzen werden, fand sich in HA 132 wie auch an allen anderen Glashütten im Hambacher Forst praktisch kein Fabrikationsabfall. Erst mit Hilfe der Glasbeigaben aus dem zugehörigen Gräberfeld und deren chemischer Analyse war es möglich, wenigstens einen Ausschnitt aus der hiesigen Produktpalette zu bestimmen. Hier konnte Brüggler weitgehend auf die Ergebnisse der Arbeiten von Wedepohl u. a. zurückgreifen, ebenso bei der vieldiskutierten Frage der lokalen Rohglasherstellung mittels Sanden aus dem Flüsschen Erft.²

Die Glasbläserei war ein Spezialhandwerk, das eigenes technisches Wissen und lange handwerkliche Übung voraussetzt. Eine Bevölkerungskontinuität von

2 K. H. Wedepohl/ W. Gaitzsch/A.-B. Follmann-Schulz, Glassmaking and glassworking in six roman factories in the Hambach Forest, Germany. In: Assoc. Intern. Hist. Verre (Hrsg.): *Annales du 15^e congr.* (New York/Corning 2003) 56–61.

der *villa rustica* zur Glaswerkstätte ist deshalb kaum anzunehmen. Die spätantiken Bestattungen waren zwar mit dem Anschluss an den mittelkaiserzeitlichen Bestattungsplatz II eine Platzkontinuität, in Grabsitten und Beigaben kann die Verfasserin jedoch einen merklichen Bruch herausarbeiten. Dies zeigt auch die Spolierung eines Grabreliefs. In zwei Gräbern lagen sogar verschmolzene Glasgefäße, die Brüggler mit einigem Recht als „Symbol des Berufs des Verstorbenen“ interpretiert.

Nach Populationsberechnungen anhand der Gräber dürften 10–20 Personen zeitgleich in der Glaswerkstätte gearbeitet haben. Hier kann die Autorin einen interessanten Aspekt anschließen, den bereits Gaitzsch und Wedepohl postuliert haben:³ Demnach gehörten die insgesamt 37 im Hambacher Forst an verschiedenen Plätzen gefundenen Glasöfen nicht zu getrennten Werkstätten, sondern seien ein einziger, zusammenhängender Betrieb gewesen, dessen Glasmacher die verschiedenen Fundplätze im Hambacher Forst nacheinander aufgesucht haben, bis die lokalen Brennstoffvorräte erschöpft waren. „Aufgrund des einzigen bekannten Bestattungsplatzes dürfte bei diesem System HA 132 als Bezugspunkt/Lebensmittelpunkt gedient haben“. Anhand des archäologischen Befundes ist diese Theorie nicht zu verifizieren, hier muss Brüggler Analogien zu frühneuzeitlichen Waldglashütten bemühen, die zeigen, dass auch kleine „Wanderbetriebe“ einen erstaunlich hohen Ausstoß an Gefäßglas gehabt haben. Die auffällige, vielleicht aber auch nur auf einem einseitigen Forschungsstand beruhende Konzentration von spätantiken Glaswerkstätten im Hambacher Forst erklärt die Verfasserin in erster Linie mit der Nähe zu Roh- und Brennstoffen. Die Frage, ob weitere politische oder rechtliche Faktoren für die Ansiedlung der Glasmanufakturen ausschlaggebend waren, kann man zwar stellen, aber naturgemäß nicht beantworten. Formidentische Fasskrüge aus Hambacher Produktion (allerdings nicht aus HA 132) finden sich vor allem entlang des Rheins, besonders im Raum zwischen Krefeld im Norden und Mainz im Süden.

Aufgrund der Beigabe von Militärgürteln in den Gräbern ab 400 n. Chr. konstatiert Brüggler eine militärische und germanische Komponente bei den Betreibern der Hambacher Glashütten. Hier bleibt sie in einem strengen germanisch-römischen Dualismus verhaftet, der heute – zumindest von einem Teil der Forschung – kritisch hinterfragt wird. Als eindeutig römische Produkte gehören die Gürtel in erster Linie in einen militärischen Kontext und sind nicht zwingend ethnisch zu interpretieren. Die Grabausstattungen in HA 132 sind daher wohl eher Ausdruck einer eigenständigen „Grenzkultur“, in der (gallo-)römische, germanische und militärische Kulturkomponenten unauflösbar miteinander verschmolzen waren (nach den Worten von H. Fehr).⁴ Die Hambacher Glas-

3 Siehe Anm. 2.

4 H. Fehr: Germanen und Romanen im Merowingerreich. Frühgeschichtliche Archäologie zwischen Wissenschaft und Zeitgeschehen. Ergänzungsbd. Reallexikon Germ. Altertumskde. 68. Berlin/New York 2010.

werkstatt könnte zwar von aktiven oder ehemaligen Angehörigen der Grenztruppen betrieben oder beaufsichtigt worden sein; von germanischen Söldnern sollte man dagegen nicht sprechen. Die These der germanischen Herkunft der Glasproduzenten steht nach Ansicht des Rezensenten auch in einem gewissen Gegensatz zu der Tatsache, dass die besten Parallelen zu den frühesten, um 300 n. Chr. datierten Glashäfen aus dem Hambacher Forst (HA 75) im nordostgallischen Gebiet zwischen Marne, Oisne und den Argonnen zu finden sind.

Insgesamt stellt die Arbeit von Marion Brüggler über den Siedlungsplatz Hambach 132 eine fachlich sehr solide Befund- und Fundvorlage dar. In einem erfreulich knappen und präzisen Duktus spricht sie viele hier nicht genannte Aspekte, z. B. zur Rekonstruktion der Gebäude oder der unterschiedlichen Beigabensitten, an. Die Arbeit ist methodisch vorbildlich, da sie zeigt, was moderne Siedlungsarchäologie auf einem zu großen Teilen freigelegten Platz zu leisten vermag.

Alexander Heising, Freiburg i. Br.
alexander.heising@archaeologie.uni-freiburg.de

Yann Le Bohec: *Das römische Heer in der Späten Kaiserzeit*. Aus dem Französischen v. Antje u. Gottfried Kolde, Stuttgart: Steiner 2010. 309 S., 69 Abb. EUR 42.00. ISBN 978-3-515-09136-7.

Nach der vor gut zwei Jahrzehnten erschienenen, systematisch angelegten Darstellung über die römische Armee zur Zeit des Prinzipats¹ hat Yann Le Bohec, der französische Spezialist für das römische Militärwesen der Kaiserzeit, nun in Fortführung dieser Studie ein vergleichbares Überblickswerk über das Militär der spätrömischen Zeit vorgelegt.² Auch hier ist die Herangehensweise primär systematisch, doch wird diese Sichtweise durch einen Rahmen chronologisch orientierter Kapitel ergänzt, um die historische Entwicklung dieser Zeit deutlich werden zu lassen: Den Anfang bilden drei Kapitel über das Heer von der diokletianischen Zeit bis zum Tode Julians (284–363), den Abschluß zwei Kapitel über die Armee von Valentinian I. und Valens bis zur Endphase des Westreichs (364 bis Mitte des 5. Jahrhunderts). Zwischen diesen beiden Teilen werden in zehn Kapiteln diverse Sachgesichtspunkte behandelt.

Einige einleitende Gedanken gelten den mit der Thematik verbundenen Problemen. Le Bohec diskutiert den Forschungsstand, stellt die Quellen und den geographischen Raum des Römischen Reiches vor. Dabei läßt er einige Grundsätze erkennen, von denen aus er die Spätantike betrachtet: Den Begriff der „Krise“ lehnt er für das 3. Jahrhundert keineswegs ab und denkt auch, was das 5. Jahrhundert betrifft, ganz entschieden in Krisen- und Niedergangskategorien, auch wenn – oder gerade weil – er sich neuen, eher vom Transformationsdenken geprägten Forschungstrends stellen muß. Die nuancierende Betrachtung einer in Urteilen, die auf der Verbreitung des Christentums beruhen, deutlich werdenden, eher verbindende, weiterführende Elemente betonenden Sicht auf die Spätantike macht Le Bohec zu einem Verdienst von Henri-Irénée Marrou³ und dessen – nach seiner Einschätzung nicht immer kompetenten – Nachfolgern. Die Kritik an den Epigonen Marrous nutzt er zu einer – hier wie auch andernorts teilweise leicht ironisch eingekleideten – Distanzierung von einem simplifizierenden Transformationsdenken, das das Ende des weströmischen Reiches überspiele. Seine skeptische Haltung begründet er mit dem nicht zu leugnenden Nieder- und schließlichen Untergang des weströmischen Heeres.

In diese Argumentation Le Bohecs spielt zusätzlich ein in den Unzulänglichkeiten der Übersetzung sich spiegelnder Umgang mit der Sprache hinein, was

- 1 Yann Le Bohec: *L'armée romaine sous le Haut-Empire*. Paris 1989, 3. Aufl. 2002, deutsch unter dem Titel: *Die römische Armee. Von Augustus zu Konstantin d. Gr.* Stuttgart 1993.
- 2 Originalausgabe: *L'armée romaine sous le Bas-Empire*. Paris 2006.
- 3 Gewiß denkt er dabei an Veröffentlichungen wie Henri-Irénée Marrou: *Décadence romaine ou antiquité tardive? III^e – VI^e siècle*. Paris 1977; im Literaturverzeichnis spart Le Bohec Marrou freilich aus.

die Einschätzung erlaubt, daß die Übersetzer mit den Altertumswissenschaften nicht in wünschenswerter Weise vertraut sind: Dieses Problem erschwert aufs Ganze gesehen den Umgang mit der deutschen Version des Buches erheblich. So führen Le Bohec bzw. die Übersetzer die Bezeichnung „Spätantike“ (*l'Antiquité tardive*)“ (S. 8) auf Marrou und seine Nachfolger zurück, die die Absicht gehabt hätten, ihr Urteil über die positiven Veränderungen dieses Zeitraums hervortreten zu lassen. Die – erst durch die Übersetzung in dieser Form zustande gekommene – zitierte Aussage vereinfacht und verfälscht zugleich. Der Begriff „antiquité tardive“ und seine Verbreitung mag durchaus mit Marrou verbunden sein, der Begriff „Spätantike“, vor mehr als hundert Jahren geprägt von dem Kunsthistoriker Alois Riegl, ist es keineswegs – in der deutschsprachigen Ausgabe aber wird beides kontaminiert. Im übrigen enthalten die deutsche wie die französische Bezeichnung durchaus den Hinweis auf eine zu Ende gehende Epoche, freilich ohne allzu deutliche negative Bewertung.

Der ereignis-, und zwar speziell kriegsgeschichtlich orientierte chronologische Durchgang von 284 bis 363 macht mit den militärgeschichtlichen Grundtatsachen und ihren Veränderungen bekannt. Le Bohec räumt mit der Vorstellung von weitgehenden militärpolitischen Reformen Diokletians auf, auch wenn die zusammenfassende Einschätzung „weder konservativ, noch ein Revolutionär, nicht einmal reformfreudig, verhielt sich Diokletian durchaus wie ein Reaktionär“ (S. 31) zu pauschal ist. Überhaupt erweist sich Le Bohec als sehr urteilsfreudig, was sich im allgemeinpolitischen Bereich – anders als im militärischen – nicht immer als vorteilhaft erweist: Hier unterlaufen ihm des öfteren Fehleinschätzungen; einige Beispiele: Auch wenn sie nach Le Bohec „nur dem Namen nach eine Tetrarchie bildeten“ (S. 34), war Maxentius zu keiner Zeit Mitglied dieses Herrschaftskollegiums, ebensowenig war er ein „Christenverfolger“ (S. 37). Es dürfte zu weit gehen, Constantius II. „christlichen Fanatismus der extremsten Form“ (S. 43) zu unterstellen und ihn und seine Brüder „vielleicht schon in eine andere, die byzantinische Welt“ (S. 46) einzuordnen. Hier lassen sich Verbindungen zu Le Bohecs Urteil über Marrou erkennen: Er teilt dessen Einschätzung einer Weiterentwicklung der antiken Welt im Lichte der Ausbreitung des Christentums offenkundig keineswegs.⁴ Dies hat zudem Folgen für seinen – infolgedessen teilweise einseitigen – Blickwinkel: Er blendet den Osten des Reiches weitgehend aus, auch militärgeschichtlich⁵, und konzentriert sich auf den Westen, der ihm ein zum Jahre 476 führendes eindeutiges Untergangsszenarium zu bieten scheint.

4 Verräterisch ist, daß sich Le Bohec für Informationen über das Christentum gern auch einmal auf Zosimos stützt; vgl. Le Bohec S. 37 Anm. 36; 225 Anm. 100.

5 Dazu, was dieser, aber auch der Westen im 5. Jahrhundert, im Sinne der Weiterentwicklung, nicht des Untergangs, militärpolitisch zu bieten hatte, vgl. etwa Ralf Scharf: *Foederati. Von der völkerrechtlichen Kategorie zur byzantinischen Truppengattung*. Wien 2001 (Tyche-Suppl. 4).

In den systematischen Kapiteln entfaltet Le Bohec seine militärhistorische Kompetenz. Sachkundig erläutert er das spätrömische Rekrutierungssystem, seine Probleme und deren Folgen unter besonderer Berücksichtigung der Barbarisierung des Heeres, deren negative Konsequenzen er herausstellt. Zudem habe die Fiskalisierung der Rekrutenaushebung eine qualitative Mittelmäßigkeit der Soldaten zur Folge gehabt. Als durchgehendes Merkmal der Truppeneinheiten bezeichnet er deren Vielfalt und Verkleinerung. Die sachkundigen Erläuterungen zur militärischen Hierarchie machen mit den gegenüber der Prinzipatszeit in weiten Teilen veränderten Rangbezeichnungen auf allen Ebenen und ihren Kompetenzen bekannt. Es gibt auch ein Kapitel über das militärische Bauwesen, dem Le Bohec wichtige Funktionen im Rahmen der spätantiken Strategie und Taktik zuweist, die im Mittelpunkt des systematischen Teils stehen.

Als wesentliche taktische Gesichtspunkte bespricht Le Bohec unter den „Bedingungen des Kampfes“ die Ausrüstung, das Exerzierwesen, dessen Bedeutung für Überlegenheit und Disziplin des Heeres der Prinzipatszeit er herausstellt, das Transport- und Verpflegungswesen, diplomatische Mittel, militärische Aufklärung und Kriegslisten. Unter dem Aspekt „Kampf“ werden Feinde, Marschordnung und die diversen Formen des Kampfes behandelt. Die Ausführungen zur Strategie enthalten wesentliche Ergebnisse von Forschungen, die zu guten Teilen auf Le Bohec zurückgehen. So lehnt er die auf Theodor Mommsen zurückgehende Interpretation der diokletianisch-konstantinischen strategischen Gesamtkonzeption ab, die von einem neuen Verteidigungssystem durch Trennung in ein Grenzheer (*limitanei*) und ein im Hinterland operierendes Feldheer (*comitatenses*) ausgeht. Demgegenüber sieht Le Bohec in den Limitantruppen das normale Heer, in den *comitatenses* eine soldatische Elite, die sich als Teil des Hofes verstehen darf. Aus dieser Differenzierung in den Bezeichnungen strategische Konzepte abzuleiten, hält er für völlig verfehlt. Die Beweglichkeit der Armee sei von strategischen und taktischen Überlegungen abhängig, die mit dieser Nomenklatur nichts zu tun hätten. Strategie und Taktik hingen vielmehr von den regionalen Großräumen ab, in denen es das römische Heer mit bestimmten Feinden zu tun gehabt habe. So nennt Le Bohec als strategische Zentren Mailand gegen die Alemannen und Konstantinopel gegen die Goten und differenziert zwischen den drei Großräumen Nordwesteuropa (im wesentlichen Britannien, Germanien, Gallien), der Donaugrenze und dem vorderasiatischen Osten, während der südliche Bereich von Spanien über Nordafrika bis Ägypten unter strategischen Gesichtspunkten weniger wichtig gewesen sei. Ein systematisches Schlußkapitel gilt dem Verhältnis von Militär- und Zivilpersonen, in dem vor allem die Soldaten als Wirtschaftsfaktor und als Träger religiöser Vorstellungen thematisiert werden.

Le Bohec schließt den Rahmen seiner Darstellung mit zwei chronologischen Kapiteln, die den am Anfang mit dem Jahr 363 zunächst abgebrochenen ereignis- und militärgeschichtlichen Überblick fortsetzen. Die Zeit bis zur

Schlacht bei Adrianopel 378 wird ausführlich behandelt. Das Jahrhundert danach bis 476 kommentiert Le Bohec mit verbalen Spitzen gegen Marrou und andere als eine Zeit des zur Auflösung führenden Niedergangs. Als Argumente nennt er die zur Ansiedlung fremder Völker auf Reichsboden führende, der Öffentlichkeit panegyrisch als römischer Sieg und römische Verständigungsbereitschaft vermittelte Kapitulation vor den Goten 382, den Übergang von Barbarenstämmen über den Rhein Ende 406 und die Einnahme Roms 410; die Jahrzehnte danach werden nur noch cursorisch behandelt und führen zur Auflösung des Westreiches. Als wichtiges Symptom des Niedergangs stellt er im Schlußkapitel auch die faktische Teilung des Reichs ab 395 heraus, die die Auflösung des Westreichs unter dem Druck der Völkerwanderung und die Mutation des Ostens in das Byzantinische Reich zur Folge hatten. Die Argumente für den Untergang des weströmischen Reiches bezieht Le Bohec trotz der vielen aufgeführten Aspekte vor allem aus militärpolitischen Erwägungen.⁶

Gegenüber dem Prinzipat erschwert die Quellenlage ein geschlossenes Bild über das römische Heer in der Spätantike und seine Entwicklung. Die profunde Quellenkenntnis, vor allem des Ammianus Marcellinus, erlaubt Le Bohec jedoch eine Darstellung, die unter Einbeziehung der einschlägigen Literatur gründliche Einsichten über das spätantike Heer vermittelt, wenngleich man gelegentlich für die Erklärung bestimmter Entwicklungen auf Mutmaßungen angewiesen ist, weil die Quellenlage kein abgerundetes Bild, vor allem in bezug auf die sukzessiven Veränderungen beim Militär, ermöglicht. Le Bohec nimmt dezidiert wissenschaftlich Stellung und scheut dabei nicht die Auseinandersetzung mit Kollegen, auch wenn diese Stellungnahmen nicht immer überzeugend begründet werden und manchmal Bewertungen enthalten, die polemisch oder ironisch eingefärbt sind. Dessenungeachtet stellt Le Bohecs bis zum Ende des Weströmischen Reiches führende Gesamtdarstellung des römischen Heeres in der Spätantike eine willkommene Ergänzung zu seinem Werk über das Heer der Prinzipatszeit dar.

In einer Hinsicht aber sind gegenüber dem Buch klare Vorbehalte berechtigt: Die teilweise überaus nachlässige Übersetzung schränkt das Lesevergnügen stark ein. Die Mängel betreffen Einzelwörter ebenso wie Stil und Grammatik. Bei den zu monierenden Wörtern handelt es sich oftmals um unvollständig und unrichtig an den deutschen Sprachgebrauch angepaßtes Fachvokabular und Eigennamen: verzeihlich noch „Helene“ statt Helena, die Mutter Konstantins (S. 33), nicht aber anstelle des Siegesbeinamens *Alemannicus* die Version „Alemanike“ (S. 39), ähnlich statt *turmae* und *annonae* die Formen „turmes“ (S. 62) und „annonnes“ (S. 143), immer „italienisch“ anstatt „italisch“. Das Deutsche kennt keinen „Evergetismus“ (S. 68) und erst recht nicht das Adjektiv „lauda-

6 Differenzierter hierzu Alexander Demandt: Die Spätantike. Römische Geschichte von Diocletian bis Justinian 284–565 n. Chr. 2. Aufl. München 2007 (Handbuch der Altertumswissenschaft III 6), S. 601–608.

tiv“ (S. 178). Sprachlich unachtsam sind auch französisch inspirierte Wortformen wie „Trebizonde“ für Trapezunt (S. 203), „der Tetrarche“ (S. 205), „Gildon“ statt Gildo (S. 210), „Mithra“ statt Mithras (S. 225). Was hat man sich unter antiken „Dragonern“ (S. 215) vorzustellen, was sind „Gradierte“ (S. 221, 226)? Befremdlich mutet die Übersetzung „Feldzeichenkapelle“ (S. 215) für das tetrarchische Lagerheiligtum in Luxor an, hinter der „Aurelianssäule“ (S. 214; in der französischen Ausgabe S. 175 „colonne Aurélienne“) dürfte sich die Marcussäule verbergen. Hinzu kommen Unsicherheiten auf dem Gebiet der Grammatik⁷ und Stilfehler⁸, darüber hinaus eine Anzahl von Druckfehlern⁹ und gelegentlich problematischer, teils unvollständiger Satzbau¹⁰. Gewiß ist es für eine umfassende Rezeption sinnvoll, daß ein solches Werk in deutscher Übersetzung erscheint; die vorliegende Übertragung konterkariert aber leider zugleich die wissenschaftliche Leistung des Verfassers, wenn die Übersetzer nicht hinreichend in der Lage sind, gutes Französisch themengerecht in gutes Deutsch zu fassen. In diesem Falle sollte man besser zu der französischen Originalausgabe als zu der deutschen Übersetzung greifen.

Es ist fraglich, ob man dem Römischen Reich und seiner Entwicklung gerecht wird, wenn man, wie Le Bohec unter seiner Fragestellung, den Westen vom Osten abkoppelt. Das Gleiche gilt für die Ausblendung von Veränderungen, wie sie durch das Christentum bewirkt wurden. Insofern führt Le Bohec für das westliche Untergangsszenarium mit seinen militärpolitischen Argumenten zwar durchaus nachvollziehbare Begründungen an, sieht aber von anderweitigen berechtigten Aspekten bewußt ab. Damit liefert er Kausalzusammenhänge auf der Grundlage der Ereignisgeschichte, die mentalitätsbedingte Veränderungen unbeachtet lassen, beschränkt sich also auf – zweifellos beachtliche – Teilaspekte, die seiner Schlußfolgerung dienlich sind, ohne für das politische Ende des Westreichs insgesamt vollständig überzeugen zu können, zumal wenn der Schwerpunkt seines Werkes mehr auf dem 4. als auf dem 5. Jahrhundert

7 Wie „teilweise“ in adjektivischem Gebrauch (S. 46), „*foedus*“ als masc. (S. 72), „Schild“ (gemeint ist *scutum*) als neutr., „etwas, das“ (S. 111), „nichts, das“ (S. 114), „ein Insignie“ (S. 227).

8 Beispielsweise das unschöne Wort „schlussendlich“ (S. 69 u. ö.), gelegentlich auch „schlußendlich“ (S. 74) geschrieben, „halt“ (S. 211) im Sinne von „eben“ oder „wohl“, „Schlacht von Frigidus“ (S. 228, 246), „Augustinus . . . in seinem *De civitate Dei*“ (S. 165), „die Goten, die aus einer gewissen Dösen erwachen“ (S. 229).

9 Zum Beispiel falsche Jahresangaben zum Usurpator Procopius (S. 75), gelegentlich „ß“ nach kurzem und „ss“ nach langem Vokal in einem Werk, das in der sogenannten neuen Rechtschreibung gehalten ist.

10 Vgl. S. 50: „Bei den Isauriern, die in Kilikien . . . lebten, gab es in reiner Form.“; S. 250: „Sie marschierten . . . nach Norden und vor den Toren der germanischen Provinzen“.

liegt. Das ist natürlich vor allem ein Quellenproblem, doch das militärhistorische Thema führt trotz der Präferenz systematischer Themen unweigerlich zu der Frage nach dem Ende. Le Bohecs anderweitige Überlegungen ausblendende, ja abwehrende Antwort ergibt sich daher aus dem Zuschnitt seines Themas.

Ulrich Lambrecht, Koblenz
lambre@uni-koblenz.de

[Inhalt Plekos 12,2010 HTML](#) [Startseite Plekos](#)

Friedrich Anders: *Flavius Ricimer. Macht und Ohnmacht des weströmischen Heermeisters in der zweiten Hälfte des 5. Jahrhunderts.* Frankfurt a.M.: Lang 2010 (Europäische Hochschulschriften III: Geschichte und ihre Hilfswissenschaften 1077). 550 S. EUR 84.80. ISBN 978-3-631-61264-4.

Strukturelle und politische Rahmenbedingungen für das Handeln eines der mächtigen Heermeister der Spätantike zu untersuchen, kann eine lohnende Aufgabe sein, wenn es dabei gelingt, dessen Interessen ebenso wie Spielräume politischer Gestaltung und Handlungszwänge darzulegen und hieraus strukturelle Gegebenheiten des spätrömischen Staates zu erschließen. Potential in diesem Sinne bietet der von 456 bis 472 amtierende Flavius Ricimer gewiß, dem Friedrich Anders eine recht umfangreiche Untersuchung widmet. Allerdings ist auch über die letzten Jahrzehnte des weströmischen Reiches inzwischen reichhaltige Literatur verfügbar: Diese widmet sich im Lichte prosopographisch orientierter Fragestellungen der Gesamtproblematik oder ausgewählten strukturellen Aspekten¹ ebenso wie bestimmten Einzelpersönlichkeiten.² Einen vergleichbaren Weg beschreitet auch Anders, wenn er den nach Stilicho, Constantius und Aëtius nächsten bedeutenden Heermeister, Flavius Ricimer, monographisch behandelt.

Ziel ist es, anhand einer Reihe von Leitfragen „Ricimers Begrenzungen und Handlungsalternativen . . . als Heermeister aufzuzeigen und seinem Bild als Gestalt der römischen Spätantike schärfere Konturen zu verleihen“ (S. 23). Dieses Unterfangen geht Anders ganz grundsätzlich an, indem er nach Vorstellung des Quellenmaterials und der spätrömischen Rahmenbedingungen Ricimers Laufbahn im römischen Dienst nachzeichnet, sein Verhältnis zu der italischen Oberschicht und zum weströmischen Kaiser behandelt und auf dieser Grundlage seine Reichspolitik vorstellt, um im Rahmen des Möglichen ein vollständiges und abgerundetes Bild dieses Heermeisters und seines politisch-militärischen Handlungspotentials zu liefern.

Nach Vorstellung und vorsichtiger Bewertung des Quellenmaterials, das es häufig nötig macht, der Überlieferung Plausibilitätserwägungen an die Seite zu stellen, skizziert Anders „Die Rahmenbedingungen für Ricimers Aufstieg im Weströmischen Reich“. Die Ausgangslage für die Laufbahn Ricimers ist die Zäsur von 454/55 mit dem Tod des Heermeisters Aëtius und Kaiser Valenti-

- 1 Vgl. zum Beispiel Dirk Henning: *Periclitans res publica. Kaisertum und Eliten in der Krise des Weströmischen Reiches 454/5–493 n. Chr.* Stuttgart 1999 (Historia-Einzelschriften 133); Penny MacGeorge: *Late Roman Warlords.* Oxford 2002.
- 2 Vgl. beispielsweise Werner Lütkenhaus: *Constantius III. Studien zu seiner Tätigkeit und Stellung im Westreich 411–421.* Bonn 1998 (Habelts Dissertationsdrucke. Reihe Alte Geschichte 44); Timo Stickler: *Aëtius. Gestaltungsspielräume eines Heermeisters im ausgehenden Weströmischen Reich,* München 2002 (Vestigia 54).

nians III. sowie der Plünderung Roms durch die Vandalen. Dieser Einschnitt hatte die Auflösung der Bindung an das Kaiserhaus und so den Zerfall der Senatsaristokratie in unterschiedliche Interessengruppen zur Folge, darüber hinaus eine deutliche Verschlechterung der Finanzlage, für Italien zusätzlich die Bedrohung durch die Vandalen im Süden und die Westgoten im Nordwesten, ferner die dalmatische Sezession im Nordosten. Nach einem kurzen Blick auf die wesentlich bessere Lage des Ostreiches stellt Anders Ricimers Vorgänger, Stilicho, Constantius und Aëtius, ihren Werdegang und Handlungsspielraum vor, um ihre Situation mit den Problemen zu vergleichen, vor die er Ricimer gestellt sieht.

Ein ausführliches Kapitel gilt „Ricimers militärischer und politischer Karriere im Weströmischen Reich“ (S. 73–246). Damit stellt Anders die ereignis- und personengeschichtliche Grundlage für weitergehende, strukturbezogene Fragen her, um am Ende Ricimers politischen Handlungsspielraum ermessen zu können. Eingehend behandelt er den Aufstieg des westgotisch-suebischen Germanen zum ersten Heermeister und Kommandeur der Streitkräfte des weströmischen Reiches als *magister utriusque militiae* und *patricius* sowie die politisch-militärischen Aktivitäten des Heermeisters während seiner langen Amtszeit von 457 bis 472. Aufgrund seiner Position verfügte Ricimer in Italien „über eine konkurrenzlose politische wie militärische Durchsetzungsmacht, die es nach 461 faktisch unmöglich machte, ihn als ersten Heermeister abzusetzen“ (S. 243). Hinzu traten zivile Kompetenzen, die ursprünglich in den Aufgabenbereich der Kaiser fielen, in dessen Vertretung, ja Konkurrenz der erste Heermeister mehr und mehr einrückte, so daß er entscheidenden Einfluß auf die Politik des Westreichs gewinnen konnte. Dies bezieht sich nicht zuletzt auf die Mitbestimmung bei der Auswahl von Kaisern. Anders macht hierbei eine Entwicklung der Machtstellung Ricimers aus, die über den Aufbau und die Stabilisierung seiner Stellung in den ersten Jahren mit der Durchsetzung des Libius Severus als Kaiser im Jahre 461 zu alles entscheidendem Einfluß führte. Dies gelang ihm mittels der Kontrolle über die italischen Streitkräfte und guter Kontakte zur Senatsaristokratie, deren Interessen er zu berücksichtigen mußte. Ricimers Machtstellung geriet ab 463 in eine Krise, als die Sicherheit Italiens durch die Vandalen und die Ambitionen der Machthaber Marcellinus in Dalmatien und Aegidius in Gallien in Gefahr geriet. Er war daher gezwungen, sich dem Primat Konstantinopels zu beugen und Anthemius als Kandidaten des Ostens für den weströmischen Kaiserthron zu akzeptieren. Unter dessen Herrschaft verlor Ricimer vorübergehend seinen ausschlaggebenden Einfluß, bis er sich 470–472 im Bürgerkrieg gegen den Kaiser behauptete und nach dessen Sturz mit Olybrius einen ihm genehmen Nachfolger durchsetzen konnte.

Als Quintessenz aus der Darstellung der Ereignisgeschichte im Bezug auf den Heermeister Ricimer behandelt Anders in zwei weiteren, deutlich kürzeren Kapiteln die daraus folgenden wesentlichen Strukturgesichtspunkte, die für die

Machtstellung des Heermeisters ausschlaggebend sind: die Rücksichtnahme auf die italische Oberschicht und ihre Interessen („Machtbasis Italien: Ricimer und die italischen Eliten“) sowie die Konkurrenz zwischen Heermeister und Kaiser im Westen („Zwischen Kooperation und Konfrontation: Ricimer und das Kaisertum im Westreich“).

Die Verfügung über das Heer versetzte Ricimer in die Lage, sich in Italien eine Machtstellung zu sichern, die verhinderte, daß er umgangen werden konnte. Er nutzte seine institutionelle und informelle Macht, die Interessen der italischen Oberschicht zu seiner Sache zu machen und dies der Senatsaristokratie im wesentlichen auch überzeugend zu vermitteln. Die Konzentration auf Italien und die italischen Senatoren erlaubte es ihm zwar, seine Stellung als Heermeister zu sichern und die Situation in Italien zu stabilisieren, begrenzte seinen politischen Einfluß zugleich aber auf das Kernland und machte es ihm nicht möglich, weitere Teile des weströmischen Reichs, insbesondere Gallien, im Sinne einer zielgerichteten Reichspolitik zu integrieren.

Von diesen Voraussetzungen ist Ricimers Verhältnis zum Kaisertum geprägt. Ricimer spielte im Konzert der Akteure mit bestimmten Interessen bei der Besetzung des weströmischen Kaiserthrons eine wichtige Rolle und wußte seine Ansicht im Verbund mit dem italischen Heer und der italischen Senatsaristokratie meist durchzusetzen. Allerdings kann er für die Jahre, in denen er das Heermeisteramt innehatte, nicht durchweg als der Kaisermacher gelten: Anders billigt ihm dies für Libius Severus und Olybrius zwar zu, sieht die Initiative bei Maiorian und Anthemius aber wohl zu Recht bei anderen, wenngleich Ricimer diese Kaiser anfangs unterstützte. Schließlich wurden Avitus, Maiorian und Anthemius von Ricimer gestürzt, im Falle des Avitus und des Maiorian aber primär aufgrund der senatorischen Gegnerschaft in Italien, deren Sache Ricimer zu der eigenen machte. Unter seinen Ergebnissen stellt Anders als zentralen Gesichtspunkt heraus: „Die bisher gängige Charakterisierung Ricimers als ‚Kaisermacher‘ im Westreich zwischen 456 und 472 rückt somit fälschlicherweise nur einen der an den Kaisererhebungen und -absetzungen beteiligten Akteure ins Zentrum und vernachlässigt durch diese personale Betrachtung die komplexen Machtstrukturen, innerhalb derer die Entscheidungen über das Kaisertum im Westreich fielen“ (S. 367). Anders konstatiert zwischen Ricimer und den Kaisern des weströmischen Reiches einen „latenten, strukturell bedingten Dualismus, da beide um die Position als Garant der Sicherheit und der Interessen der Führungsschichten in Italien rivalisierten“ (S. 368). Hinter den strukturellen Fragen scheinen jedoch immer wieder personale Aspekte auf, mit je nach politischer und militärischer Lage unterschiedlichen Lösungen, durchweg zugunsten des ersten Heermeisters Ricimer, der seine in Jahren aufgebaute Machtstellung gegen wechselnde Kaiser ohne dynastischen Hintergrund, die sich erst noch etablieren mußten, ausspielen konnte.

Ein letztes langes Kapitel („Zwischen Macht und Ohnmacht: Ricimers

Reichspolitik“, S. 371–512) setzt die italische Machtgrundlage Ricimers in Bezug zu seiner Reichspolitik, welcher, anders als dem italischen Einflußbereich des Heermeisters, deutliche politische Grenzen gezogen waren. Seine Bemühungen um die Sicherung Italiens hatten Verselbständigungsbestrebungen anderer Regionen des Westens (Gallien, Spanien, Dalmatien) nicht nur durch Völkerwanderungsverbände zur Folge, sondern auch durch regionale römische Machthaber und damit direkte Konkurrenten Ricimers wie Aegidius und Marcellinus, gegen die er mit politischen und militärischen Mitteln Stellung bezog. Eine bedeutende Rolle spielte in diesem Zusammenhang der Gegensatz zwischen italischer und gallischer Senatsaristokratie. Angesichts dieser Entwicklung griff Ricimer aber im wesentlichen nur ein, wenn seine italische Machtbasis als Grundlage für seine Stellung im Westreich gefährdet schien. Bei der Suche nach Verbündeten für die Durchsetzung seiner Interessen und bei seinen Allianzen verhielt sich Ricimer letztlich nicht anders als seine beiden Konkurrenten, allerdings konnte er sich aufgrund seiner Position und seines Einflusses im Kernland Italien nicht nur lange an entscheidender Stelle halten, sondern scheinbare oder auch tatsächliche Legitimationsdefizite ausgleichen, denen Aegidius und Marcellinus auf unterschiedliche Weise ausgesetzt waren. Eine eingehende Diskussion abwägender und vergleichender Aspekte dieser Art fehlt bei Anders. Aller Betonung struktureller Überlegungen zum Trotz steht Ricimer allein im Mittelpunkt der Untersuchung und bestimmt die Blickrichtung des Autors.

Dies ändert sich auch nicht im kurzen Schlußkapitel, das Anders dazu nutzt, einen Ausblick auf die Zeit nach Ricimer und auf die Entwicklung des Westens zur Zeit der Heermeister Gundobad, Ecdicius und Orestes zu werfen. Auf Odoaker geht ein neues Herrschaftsmodell für das Kernland des Westens zurück, das ohne Kaiser auskam. Theoderich konnte diesem Modell sodann in abgewandelter Form in Italien einige Dauer verleihen.

Das voluminöse Werk über Flavius Ricimer trägt alles zusammen, was sich über diesen Heermeister im Lichte der Forschung heute sagen läßt. Gewiß gibt es die eine oder andere interessante Akzentuierung durch Anders, allzuviel grundlegend Neues ist aber nicht dabei. Für die biographisch-ereignisgeschichtlich orientierten Kapitel über Ricimers Laufbahn und seine Reichspolitik könnte man sich eine deutlich straffere Gedankenführung und insgesamt knappere Behandlung vorstellen, die den in kürzeren Kapiteln besprochenen strukturellen Gesichtspunkten auch äußerlich das ihnen zukommende Gewicht zu geben imstande wäre, so daß es leichter fiele, die Bedeutung und die Leistung Ricimers historisch einzuordnen. Anders' Untersuchung mit Timo Sticklers Werk über Aëtius³ zu vergleichen, verbietet sich wegen der für Stickler durchweg günstigeren Quellenvoraussetzungen, die ihn in die Lage versetzten, eine geschlossene und abgerundete Studie vorzulegen – auch wenn sich Anders in gewisser Weise an gleichen und ähnlichen Aspekten zu orientieren scheint, wie sie Stickler sei-

3 Vgl. Anm. 2.

ner Studie zugrunde legt. Diese Ähnlichkeiten ergeben sich auch aus der Sachlage und den Fragestellungen zu beiden Heermeistern. Zu denken gibt allerdings die ebenso in bezug auf Ricimer berechtigte Warnung Sticklers, daß ein „biographischer Ansatz zwangsläufig lückenhaft bleiben müßte und viele Fragen offen ließe“.⁴ Wollte man die strukturellen Probleme mehr in den Vordergrund treten lassen, so wäre es nötig, sich noch deutlicher thematisch als chronologisch-biographisch zu orientieren; eine eingehend vergleichende Behandlung diverser Potentaten und ihrer Machtgrundlagen, wie sie unter anderen Prämissen beispielsweise Dirk Henning und Penny MacGeorge geleistet haben⁵, erlaubt wohl klarere Ergebnisse als sie sich unter Voraussetzungen erzielen lassen, die in dem behandelten Zeitraum die Einzelperson Ricimer so in den Vordergrund stellen, wie es bei Anders der Fall ist.

Ulrich Lambrecht, Koblenz
lambre@uni-koblenz.de

[Inhalt Plekos 12,2010 HTML](#) [Startseite Plekos](#)

4 Stickler (wie Anm. 2) S. 4.

5 Vgl. Anm. 1.

Roger Beck: *The Religion of the Mithras Cult in the Roman Empire. Mysteries of the Unconquered Sun*. Oxford: Oxford University Press 2006. p. 285. £ 84.00. ISBN 978-0-19-921613-0.

In this book Roger Beck, who is to be counted among the leading specialists of Mithraism, provides a challenging approach to his favourite scholarly subject. Tantalizing and obscure at the same time, Mithraism attracted in the past century the interest of great historians of ancient religions, from Franz Cumont to Maarten J. Vermaseren, Robert Turcan, Ugo Bianchi, and Reinhold Merkelbach. Consequently, the interpretation of Mithraic cult underwent profound changes, especially in the second half of the twentieth century. Yet, Cumont's original idea of an Iranian core to be outlined in the mysteries of Mithras (whose testimonies date back only to Roman age, and more specifically to the imperial period) was sometimes denied in favour of a different perspective, emphasizing archaeological evidence, astronomical theories, Platonic exegesis, or comparisons with other mystery cults, not to say that the very idea of 'oriental' religion itself has been questioned lately. Thematic congresses and a specifically dedicated journal contributed furthermore to this reshaping of the scholarly paradigm of the mysteries of Mithras, which profited from scholars such as John Hinnells, Manfred Clauss and Jacques Duchesne-Guillemin. The first chapters of the present book provide a useful recalling of the main points at issue, not without criticism.

Indeed, after his seminal studies about Mithraism and astronomy, Beck has been pursuing for some years a new investigative path, which resulted also in a collection of studies.¹ The novelty of this approach, sometimes met with scepticism or bitter censure,² is undoubtedly represented by the application of the cognitive paradigm to an ancient religion like that of Mithras. I must admit that at first such an approach is surely puzzling for historians of ancient religions – namely of religions that are no more practised or, when surviving, are often deeply different – insofar they have to reckon not only with scant and sometimes biased sources, but, what's more, they do not have at their own disposal living believers or devotees, whose reactions and feelings might be investigated by means of psychology or neurological science.

Cognitivism, however, seems nowadays one of the most challenging and vivacious (though occasionally pursued with fanatical zeal) perspectives in religious studies, so that, notwithstanding the aforesaid difficulties, some scholars, especially in the Anglo-American world, faced themselves with new interpretations

1 Beck on Mithraism: *Collected Works with New Essays*. Aldershot 2004.

2 See the review by A. Mastrocinque, *Gnomon* 80, 2008, 424–428. Less dismissing are Peter Edwell's judgements in [BMCR 2006.12.08](#) and Jan Bremmer's one retrieved at http://www.bookreviews.org/pdf/5299_5579.pdf.

of ancient religious phenomena by means of contemporary anthropology.³ In particular, they rely on Roy Rappaport's *Ritual and Religion in the Making of Humanity* (Cambridge 1999), Pascal Boyer's *Religion Explained. The Evolutionary Origins of Religious Thought* (New York 2001) and Harvey Whitehouse's *Modes of religiosity. A cognitive theory of religious transmission* (Oxford 2004), not to mention studies that now have acquired the status of 'classics', like those of Clifford Geertz, *The Interpretation of Cultures: Selected Essays* (New York 1973) and Dan Sperber (transl. by A. L. Morton), *Rethinking Symbolism* (Cambridge 1975).

Mystery religions are especially suitable for an approach combining patterns of an iconic tradition with cognitive processing and political associations, in order to grasp an idea that might recall the initiate's experience of ancient Mithraism. The ultimate result is either to consider mysteries as autonomous system acting on the devotee, or as something apprehended and accepted by the initiates. This is surely possible thanks to the peculiar character of mysteries, which allowed for an individual and personal relationship between humans and gods, an experience that, so to summarize, escaped the traditional framework of a doctrinal mode of religiosity, even though a similar statement was already expressed by ancient theorists: "the initiates were not required to learn anything specific, but rather to experience an emotional state" (Aristot. philos. fr. 15 Ross = 87 Turchi, cited by Casadio in the aforementioned paper). Besides, it does not seem a mere chance that a groundbreaking book such as Arthur Darby Nock's *Conversion*, in which the author investigated the progressive development towards a private understanding of religion and communication with the divine, was conceived under the influence, among others, of the phenomenologist school.⁴ In this sense Christianity as a clear example of personal religion is often used as a point of comparison throughout the book. Furthermore, following the path investigated by contemporary anthropologists, Beck provides a provoking attempt at comparing the Mexican Chamulas' ritual practice and that of the Mithraists. In doing that he probably aims at reproducing the model

3 Ad did Luther Martin and Richard Gordon in various studies devoted to Mithraism, and Giovanni Casadio who likewise discussed Dionysiac cult from the same perspective (though with some caveats): see his *Dionysus' Image in the Post-Modern Age*, in L. H. Martin and P. Pachis (eds.): *Imagistic Traditions in the Graeco-Roman World. A Cognitive Modeling of History of Religious Research. Acts of the Panel held during the XIX Congress of the IAHR, Tokyo, Japan, March 2005. Thessaloniki 2009*, 89–112.

4 For a recent global evaluation of A. D. Nock see G. Casadio: *Ancient mystic religion. The emergence of a new paradigm from A. D. Nock to Ugo Bianchi. Mediterraneo Antico* 9/2, 2006 [2008], 485–534; S. Price: *The Conversion of A. D. Nock in the Context of his Life, Scholarship, and Religious Views. HSPH 105*, 2010, 317–340.

of smallscale or regionally fragmented ritual traditions and cults in which “the tendency for revelations to be transmitted through sporadic collective action, evoking multivocal iconic imagery, encoded in memory as distinct episodes, and producing highly cohesive and particularistic social ties”, this being the so-called imagistic form of religion (to recall here Whitehouse’s terminology), whereas the doctrinal one should be recognized in the codification of a body of memorized and standard doctrines, shaping world views shared by larger communities performing routinized forms of worship.

Obviously this book is not meant as a manual or a ‘companion to Mithraism’; rather, it presupposes that readers are already familiar with the manifold sources (both primary and secondary literature) discussed by the author. Beck’s style is often dense and difficult, even though he attempts at being as clear as possible, especially when he explains line-by-line ancient texts (sometimes repeating them for the sake of clarity), or when he summarizes the complexity of cognitive postulates.

Besides, because of this new theoretical approach, Beck tends to discard or even criticize previous interpretations of Mithraism, without neglecting, however, those who privileged a social interpretation of Mithraic cult. In particular he charges his predecessors for having neglected the importance of iconography per se. Only by considering the great symbolic fresco of the tauroctony and the deep meaning it conveys, Mithraism can be interpreted as a sophisticated cognitive experience. Conversely, too often Mithraic doctrine has been interpreted by its modern exegetes as a mere intellectual construction, reflecting more the elitist perspective of the sources rather than the initiate’s own feelings. The main thesis of the book aims at stressing the importance of the Mithraeum and its iconography as a whole. In particular, while rejecting the idea of a specific Mithraic doctrine, Beck concentrates his attention on what the initiates or the worshippers of Mithras were supposed to perceive during their rituals and when they observed the deep symbolic iconography of their shrine. Due to the overwhelming astronomical imagery, Beck is in a good position to emphasize a ‘language of star-talk’ as a means of understanding how this process could take place. Beck relies not only on his previous studies but discusses at greater length one of the most interesting, though controversial, books on that subject, namely David Ulansey’s *The Origins of the Mithraic Mysteries: Cosmology and Salvation in the Ancient World* (New York 1989/1991) – an essay that suggested to read Mithraic cosmology as related to the doctrine of the precessions of the equinoxes developed in Greek astronomy during the second century. According to this reading, the tauroctony symbolizes the setting of the equator while the equinoxes cross Scorpio and Taurus.

Among ancient texts, Beck stresses the importance of a late witness by the Neoplatonic philosopher Porphyry (*De Antro Nympharum* 6 and 24), whom he credits to represent a faithful account of Mithraic initiation. Beck reads this

passage as a ‘gateway text’ functioning as a tool for a better underscoring the experiences of an adept of Mithraism. Moreover, this text provides precise references to the ‘geography’ of a Mithreum, namely the deep cosmology and symbolic iconography it entangles, not exempt from the surrounding culture of Greece and Rome and (partially) of Iran. No need to say that astrological speculation plays a crucial role, as it does the more general idea of earth and human life reflecting the planetary order and the universe, developed, among others, in Plato’s *Timaeus* and in Pythagorean lore. Beck is going to reinforce his arguments with further explanation in the chapter dedicated to the ‘star-talking’ theology.

Beck displays a lavish knowledge of ancient astronomical writers and these passages should be regarded as the most successful of the book. After evidencing in the Tauroctony the representation of constellations such as Taurus, Canis Maior, Hydra, Scorpio, Corvus, Gemini, Crater, Leo, Spica, Beck goes further on in explaining that in all reliability the two torchbearers Cautes and Cautopates represent the extreme borders of Taurus and Scorpio, the two constellations among which all the others are located. They furthermore are meant to represent the two solstices, when the sun rises or declines.

After these first four chapters, the book provides a transitional section in which the new cognitive reading is put forward, by means of a detailed explanation of its theoretical premises, that is reconstructing the purpose implied in Mithraic symbolism. Because of the impossibility of a practical performance of a Mithraic ritual, Beck substitutes it with the iconography of its monuments, supposed to reflect the seven grades of the initiation. Here Beck deals at greater length with the notion of ‘star-talk’, that is a pre-ordered symbolic language that a Mithraist could perceive while observing the structure of a Mithreum with its lavish gathering of astronomical imagery and the very representation of the struggle between Mithras and the bull. Supposedly, he was able to understand the whole construction because of a particularly predisposed mental structure, not without the assistance of exegetes or interpreters that provide helping a correct interpretation of the star-talk language. Indeed, according to Beck, who employs the modern metaphor of a cosmonaut, the Mithraeum, conceived as a smallscale representation of the universe itself, functioned as a conveyor of souls, that allowed the worshipper to re-cognize (in a literal sense) the experience of the descent of the soul from the heavenly spheres and its way back. One must notice, though, that the ascensional pattern is a common feature of many late antique salvation religions, albeit one cannot deny the massive insistence on astronomy/astrology pursued by Mithraists.

All these interpretations rely on the current tendency to stress the role of visual knowledge in the transmission of culture, since there are significant differences between the ways in which word and image operate. Notwithstanding some excesses, like the theory of the so called “epidemiology of representa-

tions”, which presumes to set up the ways in which mental representations would propagate within a society, the usage of iconography is more salient than the one based on texts and narrations, to generate an effective belief tradition, not to say that often the iconic description of the physical world was instrumentally used as reflex of the metaphysical divine realities.

However, when dealing with cognitivism Beck seems more speculative, in spite of his being truly convicted and in spite of trying to dismiss some problems that might arise, for example about signs supposed to convey precise meanings. Conversely, he introduces a much more persuasive discussion about the deep role that astrology played in ancient culture and that gods were believed to communicate with humans through heavenly signs. The examples he proposes, mainly drawn from Patristic sources (Origen, Augustine, but also the Elenchos ascribed to ‘Hippolytus’, Zeno of Verona, and Maximus the Confessor), are particularly remarkable and ought to be considered among the most convincing pages of the book.

The final chapters resume and discuss a theme Beck already proposed in previous contributions, that is the individuation of the ‘missing link’ between Iranian Mithraism and Roman Mithraism in the royal house of Commagene, whose fondness for astronomy is well known. Two points deserve specific attention. The first one is an attempt at further interpreting the astral lion and the dexiosis represented on Antiochus’ I Nimrud Dagi monument. Beck suggests to connect this relief with the simultaneous presence of three planets plus the moon in Leo, an astral conjunction that took place on July 5th (or 7th according to other scholars) 62 BC.⁵ Furthermore, considering that two lunar eclipses (both of them visible from Commagene) had taken place little time before, in 63 BC, Beck suggests that the court astronomers might have interpreted the dramatic succession of astral signs as symbolizing the Sun’s final overwhelming of the Moon. The figural representation is probably a commemoration of this crucial event, to be interpreted as a star-sign favouring Antiochus’ ascent to the throne, the lion symbolizing, in addition, the Sun in Leo’s house. As already stated elsewhere Beck tends to ascribe the invention of Helios-Mithras and therefore the strong emphasis on solar cult and attributes to the Commagenian milieus that shaped the mysteries.

As for the second link between Commagenian dynasts and Roman government, Beck emphasizes the role of the last king, Antiochus IV, and of his entourage in transmitting the bulk of knowledge to Roman intellectual aristocracy, when they came as exiles in Rome after having been deposed by the emperor Vespasian. It is worth recalling here the famous witness of Statius’

5 On this problem see also the cautious paper by S. Heilen: *Zur Deutung und Datierung des ‚Löwenhoroskops‘ auf dem Nemrut Dağı*. *Epigraphica Anatolica* 38, 2005, 145–158 (also available at <http://www.uni-koeln.de/phil-fak/ifa/EpAnat/38%20pdfs%20web/038145.pdf>).

Thebaid 1, 719, the first literary source dealing with Mithras and equating him with a sun-god: quite opportunely Beck discusses this passage and the interpretation provided by the late scholiast Lactantius Placidus. An ultimate link is individuated by Beck in the name of the astronomer Antiochus of Athens, who is probably to be identified with C. Iulius Antiochus Epiphanes Philopappus, an Athenian magnate, consul suffectus in 109, grandson of Antiochus IV and, curiously enough, of the prominent astronomer and philosopher Tiberius Claudius Balbillus.

One cannot help noting, however, that, despite the attractiveness of Beck's suggestion and the impressive collection of passages meant to prove its veridicity, his arguments are highly speculative and must be cautiously evaluated. As for Antiochus' *dexiosis*, for example, some scholars incline to consider it not a divine investiture, but, more simply, the assistance and protection granted to the king by the gods. In addition, as intriguing as it may be, the role of Posidonius in connection with Commagenian dynasty ought to be further clarified. It is true, on the contrary, that recent archaeological findings have reinforced the idea of setting the origin of the Mithraic mysteries in Commagene rather than in Rome, albeit the question is far from being solved, as it is the other one about the derivation of Mithras' solar character.⁶ Therefore, the old idea of an Iranian background to be found in the mysteries of Mithras can be regained and asserted on new grounds thanks to the mediation of Commagenian kings. I was wondering whether a text such as the Avestan hymn to Mithras edited by Gershevitch in 1959 can offer further hints to a better evaluation of the switching from the worship of Mithras as solar and warrior god in Iranian religion to his new shaping in a Hellenized and Romanized milieu.

To sum up, this is not an easy book (nor it is expected to be), whose stimulating complexity surely compels the reader to reflect on a thorny matter. Nonetheless, in spite of a profound, from time to time esoteric, doctrine, there are some parts that are highly hypothetical or speculative and some statements that necessarily need qualification or further demonstration. A suspicion may thus arise, namely that all this should be read as an erudite construction where hypotheses tend to replace here and there the solidity of *Realien*. The author, however, deserves our greatest admiration for displaying an immense know-

6 The discovery of two mithrea in Doliche (today Keber Tepe) has been documented and discussed by A. Schütte-Maischatz/E. Winter: Doliche. Eine kommagenische Stadt und ihre Götter. Mithras und Iuppiter Dolichenus. Bonn 2004. For Antiochus' *dexiosis* see: G. Petzl: Antiochos I. von Kommagene im Handschlag mit den Göttern. Der Beitrag der neuen Reliefstele von Zeugma zum Verständnis der Dexioseis, in: G. Heedemann/E. Winter (eds.): Neue Forschungen zur Religionsgeschichte Kleinasiens. Bonn 2003 (AMS 49), 81–84, together with an inscription edited by C. V. Crowther/M. Facella: New Evidence for the Ruler Cult of Antiochus of Commagene from Zeugma, *ibid.* 41–80.

ledge of quite technical sources and, much more, for having accepted the challenge of reinterpreting a controversial matter from totally a different perspective, therefore demonstrating the vitality of intelligent scholarly research and the necessity of confronting oneself with new interpretative paradigms.⁷

Chiara O. Tommasi Moreschini, Pisa
c.tommasi@flcl.unipi.it

[Inhalt Plekos 12,2010 HTML](#) [Startseite Plekos](#)

⁷ The author of the present review wishes to acknowledge the fruitful discussion about Commagenian, Mithraic, phenomenological and cognitive topics she entertained with Frederick E. Brenk, Margherita Facella, Gian Mario Cazzaniga, and Giovanni Casadio.

Hubert Fehr: Germanen und Romanen im Merowingerreich. Ergänzungsbände zum Reallexikon der Germanischen Altertumskunde Bd. 68. Berlin/New York: Walter de Gruyter 2010. 806 S. EUR 129.95. ISBN 978-3-11-021460-4.

Vorgelegt wird eine vor- und frühgeschichtliche Dissertation aus Freiburg mit ungewöhnlicher Themenstellung. Es geht nicht nur um das Problem „Germanen und Romanen“, sondern auch um die politische Instrumentalisierung der beiden Begrifflichkeiten. Eine Arbeit, die in dieser Form sicher nur vor dem Freiburger Hintergrund der kritischen Sicht auf die ethnischen Deutungen in der Vor- und Frühgeschichte entstehen konnte. Einen ersten Einblick in seine Thesen zur Interpretation des „Germanischen“ in Bestattungen des frühen Reihengräberhorizonts als Zeichen unterschiedlicher Einflüsse auf die Grenzregionen des spätrömischen Reiches gab Fehr bereits 2008 im Ergänzungsband 57 derselben Schriftenreihe. Nun liegt sein ausgearbeitetes Werk vor.

Bereits in seiner Einleitung beleuchtet Fehr das Problem des Germanenbegriffes, der vor allem von Jörg Jarnut im Hinblick auf die großen Unterschiede zwischen den antiken und den modernen Bedeutungsebenen grundsätzlich in Frage gestellt worden ist. Diese Verwendungsproblematik dehnt Fehr auch auf den Romanenbegriff aus und stellt die Gesamtheit ethnischer Zuweisungen besonders in der Frühmittelalterarchäologie auf den Prüfstand. Dabei konstatiert er eine „Stagnation“ sowie ein „Verdrängen und Vergessen“ um die kritische Sicht auf ethnische Zuweisungen (S. 9) und beklagt die methodischen Grundlagen der ethnischen Interpretation „auf vermeintlich sicheren Fakten aus den Nachbarwissenschaften“, aus denen sich ein „schwer zu entwirrendes Geflecht von Zirkelschlüssen und wechselseitigen Abhängigkeiten“ (S. 10) ergeben habe. Im Bereich der forschungsgeschichtlichen Aufbereitung der Instrumentalisierung der Vor- und Frühgeschichte während der Zeit des Nationalsozialismus sieht der Verfasser eine weitere Problematik, die er nun aufbrechen will.

Im Mittelpunkt der Untersuchungen stehen inhaltlich die Fragen des so genannten Reihengräberhorizonts mit dem angenommenen Antagonismus germanisch/romanisch und die Wissenschaftsgeschichte der 1. Hälfte des 20. Jahrhunderts. Zunächst setzt sich Fehr mit dem Germanen- und Romanenbegriff auseinander. Neben dem im Frühmittelalter außer Gebrauch kommenden tateischen Terminus „Germanen“ wird in den zeitgenössischen Bezeichnungen zunächst derer der „Franken“ wichtig. Als Ergebnis darf für die Frühzeit festgehalten werden, dass nicht klar zu formulieren ist, ob mit der Fremdbezeichnung „Franken“ auch ein entsprechendes Selbstverständnis verbunden war. Dies gilt gleichermaßen auch für die Alamannen.

Die Diskussion um so genannte salische und ripuarische Franken sieht auch Fehr so offen, wie sie zurzeit ist (S. 32 f.), auch wenn er sich weiter unten auf die – allerdings nicht unwidersprochen gebliebenen – Positionen von Matthias

Springer zurückzieht (S. 167f.). Ähnliches wie für „Germanen“ und „Franken“ ist auch für die Romanen festzustellen, nämlich ein „Fließen“ der Bedeutung und der zu bestimmten Zeitabschnitten mit dem Begriff umschriebenen Bevölkerungsgruppen. Entsprechend deutlich fällt Fehrs Kritik an den manchmal allzu tendenziös gefassten historischen Epochenabgrenzungen aus, von deren Abhängigkeiten sich auch die vor- und frühgeschichtliche Forschung lange nicht absetzen konnte (S. 41–52). Besonders gut lassen sich die Deutungsprobleme im ausführlich beschriebenen Werk von Alfons Dopsch beobachten und in den Reaktionen auf dessen Werk, so z. B. von Hermann Aubin. Dem Einfluss der durch die Erforschung von Gräbern dominierten Archäologie auf die Deutung von Siedlungsbefunden und den daraus erwachsenen Abhängigkeiten auch auf die historische Deutung sowie der „Völkerwanderungszeit“ als Zäsur im wissenschaftsgeschichtlichen Sinn, sind die folgenden Ausführungen gewidmet.

Bei seinen Ausführungen zur Sprachgrenze zwischen „Germanen“ und „Romanen“ betritt Fehr nun das ihn im Kern interessierende Gebiet, wenn er die Deutungshoheiten analysiert und den „Sprachnationalismus“ vor allem des 19. Jahrhunderts beschreibt. Ein Problem der Rekonstruktion vor- und frühgeschichtlicher Sprachzustände ist jedoch ihre fehlende absolutchronologische Fixierbarkeit. Daraus folgt, dass auch die Bezugnahme auf sprachlich gebundene ethnische Gliederungen von archäologischer Seite kritisch unter die Lupe genommen werden muss. Ein wissenschaftlicher Irrweg sind die Versuche einer anthropologischen Unterscheidung zwischen Germanen und Romanen. Diesen ideologisch belasteten Theorien um die Rassenforschung widmet Fehr breiten Raum (S. 97–125). Von archäologischer Seite sind die damit verbundenen Inhalte vollkommen zu vernachlässigen. Dennoch ist es erstaunlich, dass auch weit aus der Nachkriegszeit von Fehr noch Beispiele profunder anthropologischer Gliederungen archäologischen Fundstoffs überhaupt angeführt werden können, so zum Beispiel aus der germanischen Alamannia oder aus Bayern, wo man glaubte, mediterrane Typen von den frühmittelalterlichen Gruppen scheiden zu können.

Ein Minenfeld aus historischer aber auch aus archäologischer Sicht tut sich mit der Entwicklung des kulturellen Gegensatzes zwischen „Germanen“ und „Romanen“ auf. Direkt verbunden mit der seit dem Ende des 19. Jahrhunderts kreierten Behauptung einer Überlegenheit der germanischen Kultur sind auch Auswertungen im Rahmen der Gräberfeldarchäologie zu sehen – eine Kernthese, auf die Fehr weiter unten zurückkommt. Zunächst widmet er sich der Begriffsgeschichte ideologisch stark belasteter Kategorien wie „Nation“, „Volk“ und „Ethnizität“ sowie den damit verbundenen Folgen für die Ansprache von Romanen und Franken im entstehenden Merowingerreich.

Es folgt eine Bestimmung der historischen Sicht auf die Reichsgründungsphase der Merowinger. Als Grundvoraussetzungen für die Betrachtung der eth-

nischen Interpretation im Rahmen der „Reihengräberforschung“ kann Fehr überzeugend formulieren, „dass es weder eine stabile ‚romanische‘ ethnische Identität noch eine ‚germanisch-fränkische Nationalität‘, die in der frühgeschichtlichen Archäologie bei ethnischen Interpretationen zugrunde gelegt werden, jemals gegeben hat“ (S. 173).

Fehr widmet sich nun der Nationalisierung der Frühgeschichtsforschung in einigen Ländern Europas, aber vor allem auch in Deutschland. Kurze Abschnitte sind den Thesen einzelner Vertreter aus dem 19. Jahrhundert gewidmet, an zentraler Stelle die Einordnungen der Lindenschmits zum Gräberfeld von Selzen. Ihre Interpretation von Gräbern als „germanisch“ beruhte erstaunlicherweise zu einem großen Teil auf vollkommen haltlosen anthropologischen „Argumenten“. Darüber hinaus gingen die Argumentationen der Lindenschmits in der Frage der ethnischen Deutung von einem „germanischen Kunstgeschmack“ aus. Einen Höhepunkt der Nationalisierung erreichte die Frühmittelalterforschung mit dem 1. Weltkrieg und der entsprechenden nationalen Stilisierung des Germanen-Romanen-Diskurses auf beiden Seiten der Front. Bedauernd muss konstatiert werden, dass die neutrale Position von Alois Riegl zur Herkunft der „völkerwanderungszeitlichen“ Kunst aus der „romanischen“ aufgrund der nationalistischen Aufladung des Themas in der Kriegszeit weitgehend unrezipiert blieb (280 f.). Es schließt sich eine Analyse der historischen Untermuerung von Seiten der französischen Forschung auf die nationalen Ansprüche Frankreichs auf das linksrheinische Gebiet an. Eine beeindruckende Materialsammlung mit in großen Teilen nicht nur (neu) gewichteten sondern erstmals so publizierten Quellen erschließt die deutschsprachige Frühmittelalterarchäologie nach der Niederlage im 1. Weltkrieg. Treibende Kraft in der Frage der archäologisch bestimmten Vorlage der „germanischen Denkmäler“ in der RGK war der damalige Direktor Friedrich Koepf. Gleichzeitig gewann die Volkstumsforschung an Bedeutung und – als Reaktion auf die französischen Ansprüche auf das Rheingebiet – das „Institut für geschichtliche Landeskunde der Rheinlande“ in Bonn. Herausragend sind die Forschungen von Hermann Aubin, die allerdings unter dem Dictum standen, dass die „Germanen“ die „Romanen“ beherrscht hätten, also der Eroberungsthese folgten. Ausführlich behandelt Fehr das Werk von Hans Zeiss (S. 332–351 und 463–477), der in den Fragen der ethnischen Deutung vom Gedankengut des Volkstumskampfes beeinflusst war.

Die folgende Zeitspanne bis 1945 ist von der „Westforschung“ dominiert, die vor dem Hintergrund einer Legitimierung der deutschen Expansion nach Westen gesehen werden muss. Ausführlich setzt sich Fehr mit den Deutungen der „Reihengräberfelder“ durch Petri und Kühn auseinander. Die größte Deutlichkeit der in den Dienst der Politik gestellten Wissenschaft erfuhr die Archäologie schlechthin und auch die des Frühmittelalters in der Zeit des Nationalsozialismus. Den Verquickungen der politischen und archäologischen Organisationen und Entscheidungsträger und der Situation in Belgien geht Fehr in

einem folgenden Hauptabschnitt nach (S. 404–514). Mit Erstaunen nimmt man dann die Neuorganisation der Volkstumsforschung nach dem Krieg zur Kenntnis und den jetzt erst ausufernden Streit um den gallo-römischen bzw. germanischen Charakter der nordfranzösischen Reihengräberfelder. In den Wurzeln der Westforschung sieht Fehr nun den entscheidenden Aufsatz „Zur Entstehung der Reihengräberzivilisation“ von Joachim Werner aus dem Jahr 1950, der ein halbes Jahrhundert lang keinem Studenten der Vor- und Frühgeschichte in Deutschland unbekannt geblieben sein dürfte. Entscheidende Kriterien zur Scheidung des germanischen und romanischen seien demnach Waffenbeigabe und die Fibeln in Gräbern. Die als „germanisch“ angesehene Waffenbeigabe kann aus den Quellen nicht als solche erwiesen werden und ein von Werner behauptetes germanisches Vorrecht iulianischer Zeit, Waffen zu tragen und sich mit ihnen beisetzen zu lassen, erweist sich als unbelegt (S. 524) – letztlich ein Kernproblem am Beginn aller von deutscher Seite vorgebrachten Interpretationsmodelle der Folgezeit. Den Waffen in den Männergräbern als „nationales Indizium“ entsprachen nach Werner Fibelpaare der Frauengräber als „Indiz für das germanische Volkstum“. Das Gemeingermanische wurde abgeleitet aus den links- wie rechtsrheinisch vorhandenen Kerbschnittbronzen sowie Tutulus- und Armbrustfibeln. Während man in der deutschen Vorgeschichtsforschung in der Folge überwiegend um den Charakter der in den Reihengräbern „erkannten“ Germanen im Rahmen der „LFG-Diskussion“ stritt, wurden die Thesen der germanischen Interpretation naturgemäß in Frankreich und Belgien anders interpretiert oder ganz abgelehnt. Vor allem die Theorie der fortschreitenden Verschmelzung (*fusion progressive*) von Édouard Salin, die keine so scharfe Trennung zwischen den Grabinventaren kennt, fand in Deutschland merkwürdigerweise kaum Rezipienten. In Hinsicht auf die Waffenbeigabe hing auch Kurt Böhner, ab den späteren 1950er Jahren maßgeblicher Frühmittelalterforscher für den rheinischen Raum, noch dem Modell der mechanischen Gleichsetzung von „nicht traditionell römisch“ als „germanisch“ an. Auch Böhner ignorierte die Kritik an der Deutung von Kleidungsbestandteilen als Ausdruck ethnischer Sitten und folgte der „germanischen Deutung“.

Die folgenden Kapitel referieren die Vorträge der Tagungen zu den Reihengräberfeldern aus den späten 1950er Jahren, wobei Fehr zurecht seiner Verwunderung darüber Ausdruck verleiht, mit welcher Nonchalance sich die Wissenschaftler von deutscher Seite ihre eigenen Annahmen gegenseitig bestätigten ohne kritische Stimmen (aus dem Ausland) zu berücksichtigen. Was Böhner im fränkischen Raum vertrat, das kam Werner für die Alamannia zu, dort jedoch unter dem Oberthema der Kontinuitäts- und Volkstumsdebatte. Fehr referiert dazu die Thesen des „Konstanzer Arbeitskreises“.

Die 1970er Jahre bringen dann eine Verfeinerung der Diskussion um ethnische Zuweisungen. Handel, Absatzkreise und persönliche Mobilität werden zum Thema von Werner und einer Reihe seiner Schüler. Etwas skeptischer beurteilte

Hermann Ament die Aussagemöglichkeiten zur ethnischen Deutung von Grabfunden, ging aber immer noch von dem Axiom aus, dass die „Reihengräberzivilisation“ einen „germanisch bestimmten Formenkreis“ darstellt (S. 611). Auch Horst Wolfgang Böhme folgte im interpretatorischen Teil seiner Arbeit diesen Prämissen. Fehr kritisiert hier vor allem die – kaum verständliche – Annahme Böhmes, dass die spätrömischen Kerbschnittgürtelgarnituren und z. T. sogar Zwiebelknopffibeln, die im spätantiken Militärmilieu ganz allgemein Verwendung fanden, nun auch auf reichsrömischem Gebiet ausgerechnet Kennzeichen für „Germanisches“ sein können, wenn sie in Gräbern auftauchen.

Ein größerer Abschnitt ist der Forschung von Volker Bierbrauer zu den „Akkulturationsprozessen“ gewidmet. Auch diese Theorien sind auf dem römisch-germanischen Dualismus aufgebaut, überdies geht das klassische Akkulturationsmodell von einem Erstkontakt zweier Kulturen aus, die vorher in keiner Verbindung zueinander standen, was in der Spätantike zwischen Germanen und Romanen jedoch nicht der Fall war. Auch der positive Nachweis von Romanen, etwa anhand der reduzierten Beigabensitte oder bestimmter Merkmale in der Bekleidung, wird von Fehr als zweifelhaft abgelehnt, da es paradox sei, „dass sich eine romanische Volkstracht ausgerechnet nach dem Auseinanderbrechen des Römischen Reiches und unter ‚germanischer‘ Herrschaft entwickelt habe – denn in römischer Zeit . . . ist eine ‚römische Tracht‘ unbekannt“ (S. 636).

Fehr referiert nun die Thesen von Edward James und Bailey Young, beide mit grundsätzlicher Kritik an der scharfen Trennung germanischer und romanischer Gräber, und gelangt schließlich zu den entsprechenden Ausführungen von Patrick Périn, die ihrerseits wieder kritisiert werden müssen, z. B. in der Beanspruchung der *tombes des chefs* als belgo- bzw. gallo-fränkisch (S. 659).

Bemerkenswert ist die Ankunft der französischsprachigen Kritik, die bei Frauke Stein zu einer Abstraktion in der Befundbeschreibung führte und aus den germanischen und romanischen Bestattungsweisen die „Totenrituale“ A und B werden ließ. Soziale oder religiöse Ursachen für diese Unterschiede zieht sie jedoch nicht in Betracht, sondern sieht wieder „das . . . Selbstverständnis . . . einer der beiden Bevölkerungsgruppen im Merowingerreich“ darin manifestiert (S. 662 f.). Die unterschiedlichen Positionen der deutschen und der französischen Betrachtungsweise bestehen in Teilen bis heute fort, wie es z. B. in der Frankenausstellung aus Mannheim und Berlin von 1996/97 zu Tage trat.

In einem abschließenden Hauptteil erörtert Fehr nun die Hintergründe, die seiner Meinung nach zur Herausbildung des „Reihengräberhorizontes“ geführt haben. Zunächst regt Fehr globalisierend an, statt der Begriffe „Sitte“ und „Brauch“ in Bezug auf die Bestattung den moderneren Terminus „Ritual“ zu verwenden, welches mehr Raum für eine aktive Stellungnahme der Bestattenden lasse. Dass die gallorömische Gesellschaft am Übergang von Spätantike und Frühmittelalter „transformiert“ wurde, ist seit einigen Jahren Forschungskonsens. Fehr konstatiert mit Böhme, dass es „beiderseits der alten Grenze . . .

seit dem frühen 4. Jahrhundert zu einer engen Symbiose zwischen Germanen und Römern gekommen“ sei (S. 715). Modellhaft ausgedrückt in der in manchen Punkten fragwürdigen Vorstellung der „Grenzgesellschaft“ von Charles Richard Whittaker, der Fehr hier folgt (bes. S. 722–724).

Prunkgräber und der Beginn der Reihengräber fallen zeitlich zusammen, sodass diesen Bestattungsformen gleiche gesellschaftliche Grundlagen zukommen. Anhand verschiedener Quellen verdeutlicht Fehr, dass es im 4./5. Jahrhundert sogar in Rom selbst üblich war, „barbarische Kleidung“ zu tragen. Im Unterschied zu den aufwändigen Prunkgräbern ermöglichten die Reihengräber ein „Konsensritual“ für umfangreiche Teile der romano-germanischen Bevölkerung Galliens (S. 705). Bei den Reihengräberfeldern handelt es sich um eine Neuschöpfung des 5. Jahrhunderts, die in weiten Teilen aus römischen Traditionen entwickelt wurde.

Abschließend diskutiert Fehr nochmals die Definition des „Reihengräberfeldes“. Die Merkmale von Körperbestattung, Orientierung und Inventar sind auch außerhalb des eigentlichen Verbreitungsgebiets der Reihengräberfelder feststellbar. Die Körperbestattung wird als römische Tradition angesehen, die Bestattung mit Blickrichtung zur aufgehenden Sonne ist ein Phänomen, das sich seit Mitte des 5. Jahrhunderts zunehmend in Europa ausbreitet und nicht auf christliche Hintergründe festgelegt ist. Die Herkunft der Waffenbeigabe aus dem germanischen Milieu ist nicht nachzuweisen, auch nicht, wie Mechthild Schulze-Dörrlamm vorschlug, aus dem ostgermanischen „Kulturkreis“. Stattdessen scheint die von Frans Theuws und Monica Alkemade zuletzt vorgeschlagene Alternative, die Waffenbeigabe als Ausdrucksform zur Darstellung von Macht zu betrachten, Wahrscheinlichkeit zu besitzen. Und schließlich lassen sich auch die Fibeln der Frauenkleidung des 5. Jahrhunderts aus römischen Traditionen herleiten. So bleiben die Reihengräberfelder unspezifisch, was die Fragen zur Ethnizität angehen, befinden sich aber in einem Gebiet, auf dem sich für mehr als 200 Jahre unterschiedliche kulturelle Einflüsse austauschten.

Hubert Fehr spannt in seinem durchaus spannend zu lesenden Werk den großen Bogen zwischen den nationalistischen Tendenzen vor allem des 19. Jahrhunderts, die aus der Distanz betrachtet in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts sehr zum Nachteil jeglicher Objektivität skurrile Blüten getrieben haben, und ihrem fernen Nachwirken bis in die heutige Forschung. Seine Kritik ist vom Grundsatz her berechtigt und mittels einer gewaltigen Materialbasis im vorliegenden Buch breit belegt, wenn auch manche Person – vielleicht, weil sie den Freiburger Forschern zu nahe stand – keine Erwähnung gefunden hat. Fehrs Ausführungen sollten in Zukunft zur Vorsicht mahnen, wenn es um ethnische Interpretationen in allen altertumskundlichen Sparten geht. Genau wie in anderen Zweigen der Frühmittelalterforschung, etwa bei der Bestimmung „christlicher“ Inhalte im archäologischen Fund und Befund, ist es allerdings bereits in den letzten Jahren – zumindest bei Teilen der Forschung – zu erfreu-

licher terminologischer Zurückhaltung gekommen. Dazu trägt das Aufzeigen von Traditionen der Argumentationsstränge in Fragen der ethnischen Interpretation bei.

In Hinsicht auf die Beurteilung der konkreten Deutung von rechts- und linksrheinischen kulturellen Merkmalen an der Schnittstelle zwischen Spätantike und Frühmittelalter im Rahmen der postulierten „Grenzkultur“ ist noch Forschungsbedarf gegeben. Hier muss von den Vertretern solcher Modelle, vor allem aus der britischen Forschung, wiederum erhebliche Arbeit auf dem Gebiet der Materialkenntnis eingefordert werden. Nicht alle Erscheinungen in einer „Zone“ der „Transformation“ lassen sich einem Modell unterordnen. Im Übergangsbereich „germanischer“ und „romanischer“ Einflusssphären des 4./5. Jahrhunderts muss es zahlreiche kleinräumige Erscheinungen gegeben haben, die auch nur entsprechend bewertet werden können. Diejenigen Forscher, die Fehr jetzt vorwerfen werden, er habe zu viel „Germanisches“ über Bord geworfen, müssen – nach dieser entscheidenden Öffnung für die deutsche Frühgeschichtsforschung – eigene Modelle entwickeln. Man wird nach anderen archäologischen Spuren vor „germanischem“ Hintergrund suchen, und diese vorsichtig bewerten müssen, denn niemand – auch Fehr nicht – stellt in Abrede, dass es diese gegeben hat. In der Bündelung verschiedener Argumente wird im Einzelfall zu entscheiden sein, ob es sinnvoll ist, Gräber diesen Kategorien zu unterwerfen. Dazu können neben bestimmten Gefäßen auch Waffen gehören, wie etwa Wurfäxte etc., nicht jedoch die Waffenbeigabe schlechthin.

Insgesamt ist das Buch gespickt mit Anregungen und lädt zu weiterer Diskussion und Bearbeitung der aufbereiteten Themenfelder ein. Für die archäologische Forschung insgesamt ergibt sich einmal mehr die Verpflichtung darauf zu achten, möglichst nur „objektiv“ Feststellbares in die Befundanalyse einzubeziehen, axiomatische Annahmen zu vermeiden bzw. zu überprüfen, trotz Ausbildung von „Schulen“ die Kritikfähigkeit zu erhalten und immer gewahrt zu bleiben, dass Forschung – auch die eigene – immer im Rahmen der jeweiligen Zeitgeschichte stattfindet.

Sebastian Ristow, Köln
sristow@uni-koeln.de